Ht. Un. 216m - 1,2

Ex donat. Molliana.

1347

Allgemeine

Geschichte

der berühmtesten

Königreiche und Freistaaten

in und ausserhalb Europa.

Erste Abtheilung.

Engelland

Zweites Bändchen

Leipzig,
in der Pet. Phil. Wolfischen Buchhandlung.
1797.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Geschichte
von
Engelland.

Als König Heinrich III., den der Fall des ehrgeizigen Grafen von Leicester wieder in den vollen Besitz seiner königlichen Gewalt gesetzt hatte, endlich durch seinen Tod im Jahre 1272 seinem Sohn Eduard Platz auf dem Throne machte; war bereits alles in Engelland so sehr beruhiget, daß dieser nach seiner Zurückkunft von dem Kreuzzuge aus Palästina, wohin er sich gleich nach der Demüthigung des unruhigen Grafen und seiner Anhänger begeben hatte, beinahe zwei Jahre, fern von dem Königreiche, sich in Sicilien und in Frankreich unbesorgt aufhalten konnte. Erst im

Jahre 1274 kam er in Engelland an, und nahm von seiner Erbschaft Besitz. Die Macht der Freiherrn hatten nicht nur der schwere, hartnäckige Kampf um die Oberherrschaft, sondern auch ihre eigenen gegenseitigen Feindseligkeiten geschwächt; der Tod ihres Anführers, des Grafen von Leicester, und die verderbliche Schlacht bei Evesham hatten ihren Muth niedergeschlagen. Die Geistlichkeit war unter sich selbst uneinig, in ihren Gesinnungen veränderlich, stets nur auf ihren besondern Vortheil bedacht; vom Volke durften die Freiherrn keine Unterstützung erwarten. Die ehrgeizige Erfindung, die Gemeinen zu den Staatsberathschlagungen zu berufen, und dadurch zu dem ehrenvollen Rang eines Reichsstandes zu erheben, hatte eine ihren Wünschen ganz entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht. Ihre Absicht war dahin ge-

gangen, durch diese schmeichelhafte Erhe- bung das Volk fest an ihr Interesse zu ketten, und unter einem so mächtigen Bei- stande ihre Gewalt auf Kosten der könig- lichen zu befestigen. Aber das Volk, an- statt sich sklavisch zu fremden unredlichen Absichten mißbrauchen zu lassen, oder im stolzen, verführerischen Gefühle der Wich- tigkeit, die ihm diese neue Einrichtung gab, in der Einschränkung des königlichen An- sehens ihr eigenes Interesse zu finden, schützte vielmehr die königliche Gewalt aus allen Kräften. Eduard hatte in dieser Lage von Seiten der Großen eben so we- nig, als von Seiten der Geistlichkeit und des Volks zu besorgen. Zudem war ohne- hin der Ruf von seinen großen Eigenschaf- ten und Thaten so allgemein ausgebreitet, daß es niemand wagte, ihm die Nachfol- ge im Königreiche streitig zu machen. Denn

persönliche Herzhaftigkeit, Standhaftigkeit, Klugheit eines Regenten, wenn sie bei dem gemeinen Manne Hochachtung und Liebe wirken, erzeugen gemeiniglich bei andern, welche böse Plane im Schilde führen, Furcht und Zaghaftigkeit. Ohne die geringste Schwierigkeit, und unter dem größten Frohlocken der Nation ward daher Eduard I. in demselben Jahre zu Westmünster gekrönt.

Seine Regierung rechtfertigte auch in kurzer Zeit die hohe Meinung, die man von seinem Charakter hatte. Kaum hatte er den Thron bestiegen, als er sich seine erste Sorge seyn ließ, schädliche Mißbräuche abzustellen, und eine strenge Gerechtigkeit einzuführen. Mit unermüdetem Eifer wachte er über die Aufführung der Richter, und mit unerbittlicher Strenge bestrafte er sie, wenn sie ihre Pflicht nicht erfüllt hat-

ten. Die Räubereien hatten seit einiger Zeit, da die Könige zu ohnmächtig waren, denselben zu steuern, und der Adel sie selbst begünstigte, außerordentlich überhand genommen. Junge Leute von der angesehensten Klasse der Bürger rotteten sich zusammen, rannten in der Nacht mit dem Schwerdt in der Hand durch die Straßen, erbrachen mit Gewalt die Häuser der Reichen, und schleppten alles, was sie konnten, als eine Beute mit sich fort. Besonders hoch war die Verwegenheit zur Zeit des schwachen Königs Heinrichs III. gestiegen; niemand war in seinem Hause sicher; überall hörte man unaufhörlich von Gewaltthätigkeiten und Mordthaten; ganze Dorfschaften wurden rein ausgeplündert. Eduard fühlte den hohen Beruf den die Könige haben; er konnte seine Unterthanen nicht länger einer Zügellosig-

keit überlassen, welche den Gesetzen, der Obrigkeit, dem königlichen Ansehen trotzet, und dem ganzen Lande das Verderben bringet. Um dem Uebel thätig und aller Orten zu steuern, stellte er eine besondere Kommission auf; diese mußte beständig von einem Orte zum andern herumreisen, und jeden Verbrecher, er mochte vornehmen oder niedrigen Standes seyn, ohne Schonung auf der Stelle bestrafen. Auf diese Art vertilgte er die Räuberbanden in kurzer Zeit. Nicht mit Unrecht legte ihm die Nachwelt den ehrenvollen Namen des englischen Justinians bei; denn er wußte nicht nur durch sein Ansehen die alten Gesetze in ihrer Kraft zn erhalten, sondern er verbesserte sie auch, vermehrte sie, bestimmte sie deutlicher. Um die inländische Industrie zu beleben, legte er zuerst einen Zoll auf die ausgehende Wolle,

und schränkte dadurch ihre Ausfuhr ein; auch erleichterte er den Kaufleuten durch zweckmäßige Anstalten die Eintreibung ihrer Schulden. Durch solche Anstalten und Gesetze, wovon die meisten, weil sie im Jahre 1275 in einem Parliamente zu Westmünster festgesetzt worden waren, in der Folge unter dem Namen der Statuten von Westmünster bekannt wurden, erwarb er sich die Liebe und den Dank des ehemals gekränkten, und überhaupt des friedlichen Bürgers, und dem Schuldigen, oder demjenigen, der zu bösen Thaten wenigst geneigt war, machte er sich furchtbar. Was ihn besonders beim gemeinen Volke mächtig empfahl, war gewiß der lobenswürdige Umstand, daß er die Gerechtigkeit ohne Rücksicht in gleichem Maaße vertheilte, und gegen die Großen, wenn sie sich der Bestrafung würdig gemacht hatten, eben

eben so strenge verfuhr, als gegen die Niedrigen.

Nachdem Eduard durch solche Maaßregeln die Verbrecher gestraft, im Königreiche Ruhe und Sicherheit hergestellt, und das königliche Ansehen von Neuem befestiget hatte, überzog er im Jahr 1276 den Fürsten von Wallis mit Krieg. Die Einwohner dieses gebürgigten Landes, die Ueberbleibsel der alten ursprünglichen Britten, hatten seit der Zeit, da sie sich vor dem gewaltigen Arm der erobernden Sachsen in diese Gegend gerettet, zugleich mit ihrer Sprache und ihren Sitten auch ihre Freiheit behauptet, und machten einen besondern, von andern unabhängigen Staat aus. Mehrmalen hatten einige Könige Engellands den Versuch gewagt, sich diese Nation zu unterwerfen, hatten auch zuweilen manchen Vortheil über sie erfochten,

waren aber nie im Stande gewesen, sie ganz zu unterjochen. Vielmehr hatten die Walliser eben darum, weil ihr Vortheil erfoderte, einen ihnen gefährlichen Nachbar zu schwächen, sich öfter in Verbindungen mit den Feinden der englischen Könige eingelassen, öfters Streifereien in das Gebiet dieser letztern gethan, und denselben manchen beträchtlichen Schaden verursacht. Als unter der vorigen Regierung der herrsüchtige Graf von Leicester in dem leidenschaftlichen Bestreben, dem Könige die höchste Gewalt aus den Händen zu winden, alles in Unruhe und Aufruhr, alles unter die Waffen gebracht; hatte auch Lewellyn, Fürst von Wallis sich in ein Verständniß mit ihm und mit den übrigen Aufrührern eingelassen, und den Waffen derselben alle mögliche Unterstützung gegeben. Auch jetzt schien er noch die Verbin-

dung mit den Anverwandten und Anhängern des Grafen fortsetzen zu wollen; denn er hatte bereits die Anstalt getroffen, sich mit einer Tochter desselben zu verbinden. Aber sie ward auf dem Weg ergriffen und gefangen nach London gebracht. Dem Fürsten von Wallis war diese Beleidigung Stoff genug, einen bittern Groll gegen den König von Engelland im Busen zu hegen, und dem Könige Grund genug, um zu hoffen, diese Streitigkeit werde ihm zur Bekriegung des Fürsten eine erwünschte Gelegenheit geben. Lewellyn foderte ernstlich die Herausgabe seiner Braut; Eduard weigerte sich, sie freizugeben, wenn nicht Lewellyn sich persönlich vor ihm stellen, und ihm für sein Gebiet förmlich huldigen würde. Der Fürst verlangte, der König sollte ihm zur Sicherheit bis zu seiner Zurückkunft seinen eigenen Prin-

zen als eine Geißel ausliefern, und der König schlug dieses ab. So loderte bei wiederholten Foderungen und wiederholten abschlägigen Antworten die gegenseitige Erbitterung immer heftiger auf, und es kam daher, da keiner von beiden nachgab, zu einem förmlichen Bruche. Aber im Grunde war es doch zugleich eine ganz andere und weit reizendere Ursache, als diese Streitigkeit, welche den König zum Kriege gegen den Fürsten von Wallis bewog. Die Walliser waren gewohnt, öfters in die Grenzen des Königreichs Engelland einzufallen, und dasselbe durch verwüstende Streifereien, durch Plündern, Mord und Brand zu beunruhigen; und kaum ließ sich erwarten, daß sie diese böse Gewohnheit ablegen werden. Kein Regent kann in einer solchen Lage gleichgültig bleiben. Solche Verletzungen eines fremden Gebiets sind

dem Wachsthume der Wohlfahrt des Landes hinderlich, nachtheilig dem Rufe von Größe und Macht, den der Regent sich wünschet; denn Auswärtige betrachten sie gemeiniglich, zuweilen auch nicht ohne Grund, als Folgen der Schwäche des Landes, oder des Fürsten. In dem gegenwärtigen Zeitpunkte, da der Geist der Empörung, der erst vor kurzem gedämpfet worden, bei den unruhigen, nach Unabhängigkeit ringenden Freiherrn leicht wieder erwachen konnte, war die Nachbarschaft einer kriegerischen, den Engelländern abgeneigten, leicht zur Theilnahme reizbaren Volkes, wenn es unbezwungen und frei blieb, doppelt gefährlich. Zudem ist, wenn auch diese Gefahr nicht wäre, der Anblick eines kleinern und doch unabhängigen Volkes ein mächtiger Reiz für den stärkern Nachbar zur Unterdrückung dessel-

ben. Ohnehin fühlt gemeiniglich der Fürst von großen Eigenschaften von Natur einen Trieb, andere zu beherrschen — wahrscheinlich darum, weil er sich dessen würdiger fühlt. Er strebt nach dem Ruhme der Uebermacht, und er glaubt, in den Augen der Welt sei er weniger groß, wenn ein kleines Volk, das zunächst neben ihm stolz auf seine Freiheit pochet, von ihm ununterjocht bleibet. Alle diese Umstände trafen also zusammen, um den König Eduard zum Kriege gegen den Fürsten von Wallis zu bestimmen. Die Neigung dazu fachten überdieß Lewellyns eigene Brüder noch heftiger an. Der herrschsüchtige, unbändige Fürst hatte bei dem Antritte seiner Regierung vom ganzen Lande mit Ausschließung seiner Brüder eigenmächtig Besitz genommen, und war nicht dahin zu bringen, ihnen jenen Theil der Erbschaft, wozu sie

ein unstreitiges Recht hatten, einzuräumen. Äußerst gekränkt, flohen sie nach Engelland, und suchten bei dem Könige Schutz. Es ist leicht zu erachten, daß sie in einer solchen Stimmung, um ihn zum Beistande zu bewegen, ihren Bruder als den ungerechtesten Despoten, als den gefährlichsten Feind der englischen Krone mit den schwärzesten Farben werden abgeschildert haben.

Als der König im Jahre 1277 mit einem auserlesenen Heere die Grenzen von Wallis betrat, zog sich der Fürst, der es bei der geringen Zahl seiner Mannschaft nicht wagte, es im offenen Felde mit ihm aufzunehmen, in seine Gebürge zurück. Von der natürlichen Schanze der steilen, unzugänglichen Felsenberge versprach er sich Sicherheit. Er bedachte nicht, daß die eiserne Standhaftigkeit eines rastlosen,

begeisterten Helden auch die Natur besiegt. Eduard forschte die Lage des Ortes und die Stellung der Feinde aus, rückte dann immer näher heran, und stellte endlich seine Armee in einem Kreise rings um das Gebürge, wo sich die Feinde befanden. Alle Wege wurden besetzt, kein einziger Ausgang ward offen gelassen; so hielt er die Armee seiner Gegenparthei eine geraume Zeit eingeschlossen. Endlich hatten die Walliser das Wenige, was sie mit sich genommen, rein aufgezehrt. Der Hunger stellte sich ein, und mit ihm die Verzweifelung. Die rauhe, unfruchtbare Gegend, wo sie standen, konnte ihnen keine Lebensmittel verschaffen; von außen her durften sie keine Zufuhr erwarten, denn alle Zugänge waren besetzt. Es war nichts anders übrig, als sich zu ergeben, oder zu sterben; denn sich mit dem Schwert in der

Faust durchzuhauen, verbot die Menge der Feinde. Lewellyn unterwarf sich daher dem Sieger, und versprach, der Krone Engelland für sein Fürstenthum zu huldigen, die Insel Angelsey, welche im Falle des unbeerbten Absterbens des Fürsten ganz unter englische Bothmäßigkeit fallen sollte, von dem Könige als ein Lehen zu empfangen, es geschehen zu lassen, daß außer vier Freiherrn in der Nähe von Snowdon alle übrigen seines Gebiets ihm gleichfalls den Eid der Treue leisten, den ganzen Bezirk zwischen Chashier und dem Flusse Conway der Krone abzutreten, seine Familie ohne weitere Umstände in ihre Rechte einzusetzen, und dem Könige zur Schadloshaltung für aufgewendete Kriegskosten 50,000 Pfund zu bezahlen. Zur Versicherung, daß er alle diese Punkte genau beobachten werde, mußte er sich verbind-

lich machen, eine Anzahl Geißeln zu stellen.

Aber dessen ungeachtet ward dieser Vergleich sehr bald gebrochen. Ein Volk, das lange unbezwungen, wo nicht seine Freiheit, doch wenigst seine eigene Verfassung unter Fürsten aus seinem eigenen Mittel gehabt hat, erträgt ungern die Herrschaft eines Fremden. Die Schande, besiegt worden zu seyn, bringet es in Wuth, und von dieser hingerissen, greifet es zu den Waffen, und suchet mit Gewalt sich wieder frei zu machen. Kommen zu diesem Umstände noch überdieß Bedrückungen von Seiten der Sieger, oder offenbare Beschimpfungen, so läßt sich die Wuth der beleidigten Nation durch nichts mehr zurückhalten. Dieß war auch gegenwärtig bei den Wallisern der Fall. Die stolzen Befehlshaber Eduards, die an der

Grenze von Wallis standen, hatten sich verschiedene ungerechte Handlungen und Gewaltthätigkeiten erlaubt; der König selbst, obwohl er dem Fürsten die bedungene Summe von 50,000 Pfund erließ, foderte dagegen andere Dinge, wodurch sich jener schimpflich herabgesetzt sah. Lewellyn mußte ihm unter andern versprechen, keinen Menschen, dem der König nicht gut wäre, in seinem Lande zu dulden. Dieser Mangel an Staatsklugheit machte die Walliser den Engelländern von Neuem zu Feinden. Kühn führte David, ein Bruder des Fürsten, ein Heer von Wallisern über die Grenze, und ließ überall, wohin er gekommen war, die traurigen Merkmale zurück, daß ein verwüstender Feind zugegen gewesen. Er bemächtigte sich hierauf der Festung Harwardin und belagerte Ruthland.

Eduard ließ ein sehr zahlreiches Heer gegen die Aufrührer anrücken. Aber ein Schwarm seiner Leute eilte dem Feinde zu hitzig über eine noch nicht vollendete Schiffbrücke entgegen, und ward, da ihm der Rückzug abgeschnitten war, bis auf den letzten Mann niedergehauen. Dieser glückliche Sieg weckte zugleich nebst Freude und Stolz den Muth der Walliser in einem ungemein hohen Grade auf. Eben in diesem schicklichen Zeitpunkte verbreitete sich eine Prophezeihung Merlings unter dem Volke, Lewellyn sollte des Brutus Reich in Britannien wieder herstellen, und er werde mit einer Krone auf dem Haupte durch die Straßen von London reiten. Alles war daher jetzt von Streitbegierde belebt, und machte sich zu einem entscheidenden Treffen gefaßt. Allein Lewellyn fand unglücklicher Weise auf dem Schlacht-

felde sein Grab. Zuerst ward sein Heer vom Eduard Mortimer in einem plötzlichen Ueberfalle geschlagen, nnd als er mit einem frischen Haufen zur Hülfe herbeieilte, und sich in der Hitze des Streites zu tief unter die Feinde hinein wagte, ward er überwältigt, und niedergemacht. Einer der englischen Anführer hieb ihm den Kopf ab, und man schickte denselben nach London. Dort schmückte man ihn zum Spotte über die Prophezeihung des Wahrsagers Morlings mit einer silbernen Krone, und stellte ihn dem ungesitteten Pöbel auf dem Pranger zur Schau aus. Sein Bruder David focht noch eine Zeitlang, aber mit schlechtem Erfolge, denn seine Leute hatte bereits aller Muth verlassen. Zuletzt, da er seine Ohnmacht zu sehr fühlte, ergriff er die Flucht, und suchte seine Rettung im Innern seines Lan-

des zwischen verborgenen Felsenklüften. Doch auch hier entging er der Rachsucht des beleidigten Ehrgeizes der Feinde nicht. Er ward entdeckt und gefangen genommen. Was nichts mehr als natürlich und billig war, daß er für sein Land, für sein rechtmäßiges Eigenthum gefochten hatte, hieß bei dem eroberungssüchtigen Despoten Hochverrath. Er ward ohne Schonung aufgehenkt, sein Leichnam alsdann geschleift und geviertheilt. Seit dieser unglücklichen Begebenheit, die sich im Jahre 1283 ereignete, hörten die Walliser auf, ein besonders und unabhängiges Volk zu seyn. Wallis ward unter dem Titel eines Fürstenthums der englischen Krone einverleibt, bei der es auch als ein Gut, welches jedesmal dem ältesten königlichen Prinzen zu Theil wird, bis zum heutigen Tage blieb. Aber lange konnten die bezwunge-

nen Einwohner ihre Herabwürdigung von dem vormaligen Zustande der Freiheit nicht verschmerzen. Die Wiedererlangung derselben blieb lange Zeit ihr sehnlichster Wunsch. Dieß setzte den König von Engelland so sehr in Sorgen, daß er ihre Barden, welche durch ihre begeisternden Lieder von den großen Thaten der Ahnen Vaterlandsliebe, und ein hohes kriegerisches Gefühl in den Herzen ihrer Landsleute immer erneuerten, sämmtlich ermorden ließ. Hofschmeichler entschuldigten in der Folge eine so abscheulich grausame Hinopferung schuldloser Menschen, und nannten das schwarze Verbrechen, das jeden andern Thäter auf die Schädelstätte würde gebracht haben, nothwendige Politik.

Das Glück, das dem Könige von Engelland das Fürstenthum Wallis in die

Hände gespielt, machte ihn bald auch zum Herrn eines noch wichtigern Landes. In Schottland hatte der Tod Margarethens, einer Enkelin des letztverstorbenen Königs Alexanders III, der einzigen damals noch vorhandenen Erbin des Reiches, die Großen desselben in eine nicht geringe Verlegenheit gesetzt. Nicht weniger als neun angesehene Herrn, deren jeder einen zahlreichen Anhang hatte, traten als Mitwerber um die schottische Krone auf. Unter diesen ragten besonders durch Ansehen, Thätigkeit und Entschlossenheit Johann Baliol, Robert Bruce und Johann Hastings, Abkömmlinge von dreien Töchtern des Grafen von Huntington hervor. Dieser Graf hatte Heinrichen, einen Prinzen Davids, Königs von Schottland, des Stammvaters der mit Alexander III. erloschenen

männlichen Linie zum Vater gehabt, und seine zween Brüder Macolm und Wilhelm hatten nebst den Söhnen des letztern bis auf die nun verstorbene Margaretha nach und nach das Reich beherrschet. Baliol war ein Abkömmling der ältesten Tochter des Grafen; aber nur ein Enkel derselben, folglich um einen Grad entfernter. Robert Bruce war ein Sohn der zwoten; folglich um einen Glied näher; Johann Hastings ein Sohn der dritten Tochter. Aber eben darum, weil es damals in der Rechtslehre noch nicht deutlich genug festgesetzt war, wer in einem so verwickelten Falle in Ansehung der Erbfolge den Vorzug verdiene, oder vielmehr, weil man bei dem gleichen Eifer eines jeden, vermittelst eines zahlreichen Anhanges seine Ansprüche auf das Kräftigste zu unterstützen, nicht ohne Grund

einen bürgerlichen Krieg befürchtete; wollten die Stände des Reiches lieber gar Verzicht auf die Entscheidung dieses heiklen Gegenstandes thun, und erwählten den englischen König Eduard zum Schiedsrichter.

Einem eroberungssüchtigen Fürsten, der auf Schottlands stolze Unabhängigkeit schon lange mit eifersüchtigen Augen hinsah, konnte nichts in einem höhern Grade willkommen seyn, als ein solcher Antrag. Zwar ließ Eduard, um den Ruf der Unpartheilichkeit für sich zu erhalten, sogleich Untersuchungen vornehmen, wie die Ansprüche der Mitwerber beschaffen seien, durch welche Gründe sie unterstützt werden, wer das beste Recht zur Thronfolge habe. Aber sein Entschluß war schon zum voraus gefaßt, und die Untersuchung gieng allem Ansehen nach nicht auf den Zweck

hin, Gerechtigkeit demjenigen, dem sie gebühret, widerfahren zu lassen, sondern seiner eigenen Forderung den Schein des Rechts zu geben. Hätte die Kommission auch weniger günstig für ihn gesprochen, er würde wahrscheinlich sein Vorhaben dennoch ausgeführt haben. Kaum war daher die Untersuchung geendigt, so schickte er im Mai 1291 unverzüglich ein ansehnliches Heer an die Grenze von Schottland, um seinen Anspruch geltend zu machen. Die Könige dieses Reiches seien schon öfter von Engellands Königen besiegt worden, hätten sich und ihr Reich denselben unterwerfen müssen, und ihnen den Eid der Treue geleistet. Durch diese Gründe unterstützte er seine Ansprüche. Daß die schottischen Könige den englischen nicht wegen ihres Reiches, sondern nur wegen einiger Lehen, die sie in Engelland

an der Südseite der Twerd besaßen, gehuldiget haben, und daß, wenn gleich Wilhelm, König von Schottland, sein Reich dem englischen Könige Heinrich II. unterwerfen mußte, der Nachfolger dieses letztern, Richard auf die Oberherrschaft über Schottland wieder Verzicht gethan habe, davon schwieg er bedächtlich. Zu gleicher Zeit, da die schottischen Großen ein so überraschender Schritt in Betäubung und Verlegenheit hielt, berief er dieselben nach Norham, einer Festung in Engelland, wo er zur gänzlichen Berichtigung dieser Sache ein Parliament versammelte. Dort legte er den Großen des Königreiches Schottland die Beweise vor, worauf er seinen Anspruch gründete, gleich als wollte er sie von der Gerechtigkeit desselben überzeugen, und foderte ihre Anerkennung. Selbst an die übrigen Mitwer-

der that er eben dasselbe Ansinnen, und niemand wagte es, zu widersprechen. Nachdem alle Großen des Reiches den König von Engelland als ihren Oberherrn erkannt hatten, entschied er auf das Gutachten einer besondern Kommission, die er zur Untersuchung der Ansprüche der verschiedenen Mitwerber niedergesetzt hatte, zum Vortheile Johann Baliols, und gab demselben im Jahre 1292. das Königreich Schottland zu Lehen.

Viele Schriftsteller behaupten, Eduard habe diesen Schritt nur aus Politik gethan, um sich nicht durch eine zu plötzliche Gewaltthätigkeit den bösen Ruf eines ungerechten Anmaßers zuzuziehen; ernstlich habe er nie im Sinne gehabt, das Königreich Schottland einem andern als sich selbst zu überlassen, wäre es auch nur unter dem Titel eines Vasallen; seine wahre

Absicht sei gewesen, die Geduld der schottischen Nation durch verschiedene Mißhandlungen zu ermüden, und, wenn sie dann einen Versuch machte, das unerträgliche Joch abzuschütteln, sie unter dem Vorwande der Strafe wegen gebrochener Treue gegen ihren Lehensherrn mit den Waffen in der Hand zu bezwingen, und das Königreich Schottland der Krone Engelland einzuverleiben. Es ist schwer, die geheimen Absichten der Menschen und die Beweggründe der Handlungen mit Zuverläßigkeit anzugeben. Aber Eduards Handlungen machen diese Vermuthung wenigstens sehr wahrscheinlich. Was nur immer den neuen König von Schottland empfindlich kränken, und in ihm zugleich die ganze Nation beleidigen konnte, das that er. Um sein Ansehen so tief als möglich herabzusetzen, öffnete er einem jeden,

der eine Klage gegen den König zu führen hatte, den Weg der Appellation nach Engelland. Sechsmal foderte er ihn in einem einzigen Jahre zu sich, und nöthigte ihn, sich persönlich vor dem Parliamente zu verantworten. Dieses beschimpfende Verfahren empörte endlich die Gemüther der Schottländer aufs Höchste, und sie griffen im Jahre 1293. zu den Waffen.

Damals war Eduard in eine weitläuftige Streitigkeit mit der Krone Frankreich verwickelt. Die erste Veranlassung zu derselben hatte eine blutige Zänkerei zwischen einem Engelländer und einem Normannen gegeben, wobei der letztere sein Leben eingebüßt hatte. Hingerissen von Wuth, rächten nun die Normannen den Tod ihres Landsmannes, nahmen alles Volk aus einem englischen Schiffe gefangen, und hingen einige Schiffleute im

Angesichte der übrigen auf. Diese Beleidigung riß im Gegentheile auch die erbitterten Engelländer zur Wiedervergeltung hin. Die Feindseligkeiten von beiden Seiten wurden gleichsam mit jedem Tage größer, und arteten beinahe in einem förmlichen Seekrieg aus. Zuletzt verstärkten sich beide Partheien sogar durch Bundesgenossen. Die Normannen traten in Verbindung mit den Flamändern und Genuesern; die Engelländer mit den Irländern und Holländern. Als einer normannischen Flotte von 200 Schiffen einige englische Schiffe begegneten, nahm sie alle weg, bemächtigte sich der darin befindlichen Güter, und knüpfte die Matrosen auf. Dagegen liefen die Engelländer mit einer Flotte aus, überfielen die normannische bei ihrer Rückkehre, und richteten ein entsetzliches Blutbad unter derselben an. Bei 15000 Menschen

verloren bei diesem Vorfalle das Leben. Da das Feuer immer fürchterlicher um sich griff, und beide Partheien eine Zeitlang Vorschläge zu einem Vergleiche gemacht und verworfen hatten, lud endlich Philipp König von Frankreich den König Eduard als seinen Vasallen, der von ihm Guienne zu Lehen besaß, vor das Parliament zu Paris, damit sich derselbe dort wegen des Vorgefallenen verantworte. Der König von Engelland schickte seinen Bruder, Eduard von Lankaster, und die Sache wurde auf solche Art beigelegt, daß Eduard dem Könige von Frankreich Guienne zur Genugthuung abtreten, dieser aber ihm dieses Land sogleich wieder zurückgeben sollte. Kaum war aber das erstere geschehen, als Philipp den König von Engelland neuerdings vorlud, und, da er nicht erschien, sein Lehen

Guienne für verfallen erklärte. Dieses war für Eduard, wie man sich leicht vorstellen kann, ein Signal zum Kriege. Vom heftigsten Zorn entflammt, raffte er in der Geschwindigkeit Truppen, so viele und woher er immer konnte, sogar aus den Kerkern zusammen, schloß Bündnisse mit auswärtigen Fürsten, und suchte dem Könige von Frankreich Guienne, der dasselbe bereits in Besitz genommen hatte, durch ein mächtiges Heer wieder zu entreißen.

Diese besonders bequeme Gelegenheit benutzten die unzufriedenen Schotten, und schlossen mit dem festen Vorsatze, sich von der lästigen Oberherrschaft der Engelländer loszumachen, mit dem Könige von Frankreich ein Bündniß. Um das gegenwärtige gute Verständniß zwischen Schottland und Frankreich desto mehr zu befestigen, ward

zugleich eine Vermählung des ältesten kö- niglichen Prinzen von Schottland mit der Tochter des Grafen von Valois verabre- det. Ueberdieß bewirkte Baliol von dem Pabste die Lossprechung von dem Vasalleneide, den er dem Könige von En- gelland geschworen hatte.

Die Schotten hatten gehoffet, dieser unerwartete Schritt werde Eduarden ins Gedränge bringen, und ihnen, weil er genöthiget würde, seine Macht zu thei- len, leicht den Sieg über ihn, und ihre Freiheit verschaffen. Allein dem Könige von Engelland war dieß eine erwünschte Gelegenheit, die sie ihm selbst gaben, sie zu unterjochen. Um sie selbst zu einem lauten Geständniß ihrer Empörung zu brin- gen, verlangte er von ihnen eine Mann- schaft zu seinem französischen Kriege. Als

Lehensträger des Königs war Baliol verpflichtet, Truppen zu stellen. Allein das Bündniß mit Frankreich und sein Bestreben, sich frei zu machen, hinderten ihn, er schlug die Foderung ab; Eduard verlangte ferner; Baliol sollte ihm einige seiner Festungen abtreten, und dieser weigerte sich; er lud ihn hierauf vor ein Parliament zu Newcastle, und Baliol erschien nicht; der aufgebrachte König ließ daher ohne Verzug ein ansehnliches Heer von 34000 Mann nach Schottland aufbrechen, welches in kurzer Zeit mitten in das Königreich eindrang. Auf der andern Seite brachten auch die Schotten, welche der Gedanke an die wieder zu hoffende Freiheit in Enthusiasmus gebracht hatte, und die, weil die Sache noch neu war, sich in der ersten Hitze haufenweise herzudrängten, eine Armee von 40000 Mann

zusammen, mit welcher sie dem Feinde herzhaft entgegen rückten.

Allein als bei der nähern Zusammenkunft beider Heere ein entscheidender Streich unvermeidlich schien, da lehrte bald das Beispiel, welcher große Unterschied zwischen dem Zustande des Menschen in den ersten Regungen der leidenschaftlichen Hitze, und zwischen jener ruhigern Verfassung ist, welche gewöhnlich in kurzer Zeit auf jenen folgt. Viele angesehene Große, selbst Robert Bruce und sein Sohn wollten nicht ihr künftiges Schicksal dem ungewissen Erfolge des Waffenglücks überlassen, ertrugen lieber ihren gegenwärtigen Zustand, und unterwarfen sich schüchtern dem englischen Könige. Robert Bruce fand überdieß einen mächtigen Reiz in der Hoffnung zur schottischen Krone, die ihm Eduard

anbot. Dieser Abfall benahm auch ihren übrigen Landsleuten ziemlich viel von ihrem Muthe. Als daher Eduards Truppen in ihren kriegerischen Unternehmungen fortfuhren, sahen sie ihre Bemühungen in kurzer Zeit durch die herrlichsten Siege gekrönet. In dem einzigen Treffen bei Dunbar büßten die Schotten die Hälfte ihrer Armee ein. Die vornehmsten Städte und Festungen wurden erobert, die andern unterwarfen sich freiwillig. Selbst Baliol fand eine weitere Widersetzlichkeit unklug, und übergab dem Sieger persönlich die Krone. Auf solche Art gelangte Eduard, zum vollkommenen Besitze von Schottland, und vereinigte dieses Reich mit dem Königreich Engelland. Baliol ward nach London gebracht, und dort im engen Arrest gehalten. Erst nach zwoen Jahren setzte ihn seine

Loslassung in den Stand, fern von seinem Vaterlande, in Frankreich das Glück des Privatlebens zu schmecken. Alle ansehnlichen Hofbedienungen und andere Aemter wurden Engelländern verliehen; und um in dem Busen der Nation, zugleich mit der Erinnerung an ihre alte Verfassung, jeden Funken von Sehnsucht nach derselben zu ersticken, ließ der König alle alten schottischen Urkunden und Denkmäler vernichten.

Nicht so glücklich war der König in seinem Kriege mit Frankreich. Obwohl er denselben thätig betrieb, und seine Leute anfänglich einige Siege erfochten, so giengen doch die Früchte derselben am Ende wieder verloren. Zuletzt überließ ein Vergleich vom Jahre 1297. diese Streitigkeit dem Pabste zur Entscheidung. Dieser bewürkte durch seinen Ausspruch, daß beide

Partheien ihren Bündnissen entsagten, und Philipp dem Könige von Engelland Guienne zurückgab.

Aber wenn gleich die Kriege gewöhnlich sowohl den Völkern, denen sie gelten, als denjenigen, welche sie führen, verderblich sind, so enthielten doch diese beiden den Keim wohlthätiger Folgen für die englische Nation. Denn da die ordentlichen Einkünfte des Königs nicht hinreichten, zween kostspielige Kriege auszuhalten; so war er genöthiget, auf Mittel zu denken, welche ihm neue ergiebige Hülfsquellen eröffnen könnten. Nichts schien ihm in dieser Lage nöthiger, und zur Beförderung seiner Absicht wirksamer zu seyn, als der gute Wille der Nation. Die Beiträge der Baronen giengen nur langsam ein; sie strebten zu sehr nach der Unabhängigkeit, wa-

ren zu sehr gewohnt, bloß ihren eigenen Willen zur Richtschnur ihrer Handlungen zu machen; und von vielen Rittergütern, die sie besaßen, machten sie sogar die Lehenbarkeit streitig. Mit den Beisteuern der Ritter und des geringern Adels hatte es eben dieselbe Beschaffenheit; sie waren auch in Verbindung mit den Abgaben der Großen nicht hinlänglich zur Bestreitung der großen Ausgaben des Königs, welche von Jahr zu Jahr sich mehrten. Da erinnerte sich Eduard glücklich an jenes Mittel, wodurch einst der herrschsüchtige Graf von Leicester gesucht hatte, seine Macht zu befestigen, und ahmte sein Beispiel nach. Er berief im Jahre 1295. Deputirte der Bürgerschaft aus den Städten und Flecken ins Parliament, wo zuvor nur die Freiherrn und die Deputirten der Grafschaften, als Vertreter des geringern

Adels gesessen hatten. Es sei billig, sagte er, daß dasjenige, was alle betrifft, auch von allen genehmiget werde, und daß zur Entfernung einer gemeinschaftlichen Gefahr auch alle gemeinschaftlich mitwirken. So ward das, was der Hof nach dem Tode des Grafen von Leicester als eine unzuläßige Anmaßung, als eine Wirkung leidenschaftlicher Empörungssucht mit Verachtung verworfen hatte, von demselben selbst hervorgesucht, und als ein Mittel zur Sicherstellung der königlichen Macht gesetzmäßig eingeführt. Diese Verfassung, nach welcher die zahlreiche Volksklasse ordentlich zu Sitz und Stimme im Parliamente gelangte, erhielt sich auch unerschüttert bis zum heutigen Tage; und war das Haus der Gemeinen schon unter Heinrich dem Dritten ursprünglich errichtet worden, so wurde dasselbe jetzt we-

nigst aufs Neue eingeführt, und für immer bestätiget.

Zu dieser Zeit hatte aber das Haus der Gemeinen bei weitem noch nicht jene Verfassung und jenes Ansehen, welche dasselbe erst in der Folge allmählig erhielt. Die Deputirten des Bürgerstandes hatten damals noch wenig Ansehen; vielleicht, weil sie sich noch zur Zeit keines zu geben wußten. Der Gedanke, daß ihr neues Amt ehrenvoll sei, daß es wichtig werden, und den übrigen Genossen ihres Standes große Vortheile bringen könne, war ihnen noch fremd. Sie hatten auch keinen Theil bei den Berathschlagungen über die Angelegenheiten des Staates, nur wenn es um Steuern und Geldbeiträge zu thun war, foderte man ihre Eimstimmung in die Entschließungen des Königs und der Baronen. Sie versammelten sich nicht da,

wo die Freiherrn und Ritter zusammenkamen, sondern an einem besondern Orte, und sobald sie die gefoderten Abgaben bewilliget hatten, war ihre Bestimmung vollendet, und sie giengen auseinander. Anstatt ein Damm gegen willkührliches Verfahren der Könige zu seyn, waren sie vielmehr das Werkzeug, dessen sich dieselben zur ungehinderten Ausführung ihres Willens bedienten. Wußten diese letztern die Deputirten des Bürgerstandes nur in guter Laune zu erhalten, so konnten sie jede Foderung eben so leicht, wie zuvor, vielleicht auch noch mit weniger Einschränkung durchsetzen. Die Bürger durften sich jetzt weniger weigern zu bezahlen, weil sie sich die Schatzung selbst auflegten.

Man darf sich daher wohl nicht wundern, daß Eduard, der zu seinen kriegerischen Unternehmungen immer wieder

frische Geldsummen nöthig hatte, bei dieser Verfassung, und im festen Vertrauen auf die Unthätigkeit oder auf die Unterstützung von Seite der Bürger sich vieles erlaubte, was den Rechten und Freiheiten der Nation, oder dem Herkommen entgegen war, und sich mit noch mehr Zuversicht, als je einer seiner Vorfahren, über den großen Freiheitsbrief wegsetzte. Die ermüdenden Gelderpressungen hatten nicht nur ihren Fortgang, sondern wurden immer drückender. Hoher und niederer Adel, Geistlichkeit und Bürger, alles mußte große Summen zu Kriegen entrichten, deren auch noch so glücklicher Ausgang mehr dem Könige, als der Nation Vortheile versprach. Natürlich mußte eine solche Verfassung endlich doch den Unwillen der Nation erwecken. Der erste Stand, welcher sich weigerte, das Verlangen des

Königs zu erfüllen, war die Geistlichkeit. Eduard hatte gefodert, daß sie den Werth von dem fünften Theile aller ihrer beweglichen Güter bezahlen sollte. Aber der Primas widersetzte sich im Namen des ganzen Klerus, und sagte dem Könige frei ins Gesicht: die Geistlichkeit sei zwar zweenen Herren unterworfen, ihr oberster aber sei der Pabst. Da erklärte hierauf der König öffentlich: wer die Bürden des Staates nicht zugleich mit den übrigen trage, verdiene auch den Genuß der Vortheile nicht, welche derselbe gewähret; und auf der Stelle kündigte er der Klerisei den Schutz der Gesetze auf. Kein Richter durfte es seitdem wagen, eine Klage von einem Geistlichen anzunehmen. Jedermann erlaubte sich nun eine Art von Gewaltthätigkeit gegen die Priester, man plünderte, beschimpfte, mißhandelte sie,

griff sie auf öffentlicher Straße an; und nicht alte Ehrfurcht gegen diesen Stand, nicht Furcht vor ihrem Banne hielt irgend einen Menschen zurück. Kein Ort stand ihnen offen, wo sie ihre Klagen ausschütten konnten, durch nichts konnten sie sich Genugthuung oder auch nur Ruhe verschaffen. Es ist ein verzweifelter Zustand, wenn der Mensch schlechterdings der Willkühr anderer Menschen ausgesetzt ist, und gar keinen Zufluchtsort hat, wo er Hülfe oder Schutz suchen könnte. Die Geistlichen empfanden jetzt zum erstenmale die Härte dieses Zustandes, und dieses schmerzliche Gefühl nöthigte sie zuletzt bei dem Bewußtseyn ihrer Ohnmacht, dem Könige zu bewilligen, was er verlangte.

Aber desto höher stieg eben darum ihre Erbitterung, und nicht weniger groß war das Mißvergnügen aller übrigen Stände,

welche die allzu große Last der unaufhörlichen, übermäßigen Abgaben nicht minder empfanden. Aller Orten erschollen die harten Ausdrücke der lebhaftesten Unzufriedenheit: Klagen über die gegenwärtige Regierung, Wünsche besserer Zeiten, kühne, verfängliche Reden, mit unter auch verwegene Vorschläge zur Herstellung eines bessern Zustandes, wie nämlich das Temperament eines jeden entweder mehr gemäßigt, oder mehr hitzig, und rascher Entschließungen fähig war. Nur ein Anführer fehlte, um den lauten Wunsch der Nation, der auf Losreißung von diesem drückenden Zustande gieng, in Erfüllung zu bringen. Und es verfloß nur eine kurze Zeit, so stellte sich ein solcher auf.

Damals lebten eben die beiden Grafen von Hereford und Norfolk in Uneinigkeit mit dem Könige. Dieser hatte ihnen auf-

getragen, in seinem Kriege gegen den König von Frankreich ein nach Gascogne bestimmtes Heer anzuführen; aber die Grafen weigerten sich, dieses zu thun; denn ihr Amt verpflichtete sie nur, dem Könige im Kriege zu folgen, aber nicht, eine Armee selbst zu kommandiren. Eduard drang mit seiner Foderung mehrmalen in sie, und die Grafen bestanden unabbringlich auf ihrer Aeußerung. Herr Graf, sagte endlich der König zum Grafen von Hereford: Sie werden entweder zur Armee gehen, oder hängen. Herr König, erwiederte der trotzende Graf ohne Verzug: ich will weder die Armee anführen, noch hängen. Sogleich entfernte er sich, mit einem tiefen Groll gegen den König im Busen, und ihm folgten mehr als dreißig Freiherrn, die sich auf seine Seite schlugen.

Diese Feindschaft hatte für den König sehr wichtige Folgen. Die aufgebrachten Grafen sahen jetzt gern das Mißvergnügen des Volkes über die mannigfaltigen Erpressungen, und thaten alles, was etwas beitragen konnte, dasselbe noch mehr zu verstärken. Besonders verschafften sie sich in kurzer Zeit einen starken Anhang unter dem Adel. Kaum hatte sich daher der König mit seiner Armee auf das feste Land begeben, als sie mit einer beträchtlichen Anzahl Reiterei und Fußvolkes vor die Thore von London zogen, und in der überraschenden Geschwindigkeit, womit sie diesen Schritt bewerkstelligten, den königlichen Prinzen Eduard sammt dem ganzen Parliament in ihre Hände bekamen. Letzters sah sich genöthiget, ihre Foderungen ohne weiteres zu bewilligen, und der Prinz, das Bewilligte zu bestätigen. So

erhielt dann der große, schon so oft von den Königen beschworene, aber eben so oft wieder verletzte, und beinahe in Vergessenheit gebrachte Freibrief der Engelländer im Jahre 1297. durch einen feierlichen Schluß des Parliaments, und durch die förmliche Genehmigung des Prinzen von Wallis neuerdings seine volle Kraft. Ueberdieß ward auf Verlangen der Mißvergnügten festgesetzt, daß die englische Nation von dieser Stunde an, und für immer von allen Auflagen und Steuern, wenn dieselben nicht vom Parliamente ordentlich bewilliget worden, gänzlich frei seyn sollte. Weiter erstreckten sich ihre Foderungen nicht. Sobald sie ihre billigen Wünsche befriediget sahen, zogen sie sich zurück, ohne weiter die geringste Gewaltthätigkeit auszuüben.

In der Lage, in welcher sich der König gegenwärtig befand, hätte ihn kaum etwas anders in eine größere Bestürzung und Verlegenheit setzen können, als dieser Schluß des Parliaments, den man ihm sogleich zur Unterzeichnung nach Flandern zugesandt hatte. Sollte er denselben nebst dem Freibriefe für verbindlich erklären, so war es um einen großen Theil seines Ansehens, um das Kleinod, nach welchem jeder König von höherm Geist ringet, um die Macht, frei und ohne Einschränkung zu handeln, geschehen. Würde er hingegen diese Verfügung verwerfen, und standhaft auf seiner vorigen Unbeschränktheit bestehen, so hatte er nichts als gefährliche Widersetzlichkeit von Seite der Großen, oder wohl öffentliche Empörung, aufs allerwenigste den unangenehmen Fall zu erwarten, daß sie ihn in jedem dringenden

Bedürfnisse hülflos lassen werden. Und gerade jetzt hatte er einen neuen thätigen Beistand an Mannschaft und Geld nöthiger als jemals.

In Schottland war nämlich ein neuer gefährlicher Krieg ausgebrochen, oder vielmehr der alte nach einer kurzen Pause fortgesetzt worden. Schon seit der Zeit, da sich die Einwohner der Uebermacht des Königs von Engelland hatten unterwerfen müssen, hatte das Feuer unter der Asche geglimmet. Mit bitterm Groll hatten sie seitdem als Ueberwundene ein Schicksal ertragen, das in ihren Augen sie entehrte, und ihnen härter schien, als es war; mit Ungeduld ihren Unwillen gegen eine fremde, verhaßte Herrschaft im Busen verborgen. So lange, als der Graf von Warenne, den Eduard zum Oberrichter in Schottland eingesetzt hatte, die-

sen Staat verwaltete, hielt seine Klugheit, seine Mäßigung, seine Gerechtigkeitsliebe die Hände der Schotten entwaffnet. Aber nach seinem Abzuge, den seine Gesundheitsumstände nöthig machten, traten zween zu diesem Geschäfte sehr unfähige Männer, Ormesby und Cressingham, an seine Stelle, Leute von unedler Denkungsart, Menschen ohne alle Politik, Sklaven ihrer Leidenschaften. Fehler, die dem einen mangelten, ersetzte der andere; diesen machten seine niedrigen Gesinnungen, sein unersättlicher Geiz; jenen sein Stolz, seine übermäßige Strenge und seine Grausamkeit verhaßt. Leute, welche sich selbst nicht beherrschen können, sollen sich des Anspruches begeben, über andere zu herrschen. Die beiden unklugen Minister waren nicht im Stande, ihre Privatleidenschaft der Staatsklugheit auf=

zuopfern. In kurzem brachten sie durch ihr Betragen die gedrückte schottische Nation so sehr in Erbitterung, daß dieselbe den kühnen Entschluß, die Bande ihrer bisherigen Unterwürfigkeit unter die englische Herrschaft und Gewalt zu zerbrechen, sogleich durch die That selbst ausführte. Die ersten, welche in dem Jahre 1298. zu den Waffen griffen, waren jene Einwohner, welche sich einst vor Eduards Waffen in den unfreundlichsten Gebirgen gerettet hatten. Mit unerschüttertem Muthe drangen sie aus ihren unzugänglichen Felsenklüften hervor, an ihrer Spitze den jungen schottischen Edelmann, Wilhelm Wallace, einen von jenen seltenen Menschen, welche die Natur nur zuweilen mit außerordentlichen Gaben beschenket. Bei einer riesenmäßigen Größe und Stärke des Körpers besaß er einen unbändigen Muth,

eine Unerschrockenheit, welche wahrscheinlich nur die stolze Zuversicht auf seine außerordentlichen Kräfte einflößen konnte. Zugleich loderte ein unauslöschliches Feuer des kühnsten Patriotismus in seinem Busen, das ihn zu den verwegensten Unternehmungen hinriß, und mit eiserner Standhaftigkeit allen Gefahren trotzte.

Es ist unglaublich, wie sehr theils das Zutrauen zu seinen außerordentlichen Eigenschaften, theils andere Umstände seine Parthei in kurzer Zeit verstärkt haben. Nicht nur alle Leichtsinnigen, welche sich gewöhnlich in jede Unternehmung einlassen, oder solche, welche bei dem Bewußtseyn einer bösen That oder Absicht Strafe von der englischen Regierung befürchteten; imgleichen diejenigen, deren Stolz oder Ehrgeiz sich beleidiget fand, indem sie die Herrschaft über sich, und die

ansehnlichsten Aemter in den Händen der Fremdlinge sahen; ferner alle Wagehälse, denen verwegene Unternehmungen zum Bedürfnisse geworden, alle Dürftigen, welche nichts zu verlieren hatten, schlechte Wirthe, Schuldner, Verschwender, die, nachdem ihr Vermögen durchgebracht war, nun Ersatz von der Beute des Krieges hofften, sondern auch alle diejenigen, die es aufrichtig mit ihrem Vaterlande meinten, und selbst die Klügern, welche anfänglich bei der Ungewißheit des Erfolges bedächtlich zurückgeblieben waren, vereinigten sich nun mit ihm, besonders, da gleich seine ersten kriegerischen Unternehmungen, welche freilich nur in kleinen Gefechten und Streifereien bestanden, einen glücklichen Ausgang genommen hatten. Ein besonderes großes Gewicht erhielt die gemeinschaftliche Sache des Vaterlandes

dadurch, daß die meisten aus dem angesehensten Adel, Wilhelm Douglas, Robert Bruce und andere theils öffentlich beitraten, theils dieselbe wenigst in Geheim unterstützten.

Durch diesen schnellen Anwachs der schottischen Macht wurde die Lage der Engelländer bereits so gefährlich, daß der Graf von Warenne nöthig fand, in der größten Geschwindigkeit ein Heer von 40,000 Mann zusammenzubringen, und den Aufrührern mit demselben ohne Verzug entgegen zu gehen. Die Eröffnung des Feldzugs war glorreich für ihn. Er überraschte einen Theil der unvorbereiteten Feinde bei Irvinne, und zwang sie mehr durch die Ueberlegenheit seiner Armee an der Zahl, als an der Tapferkeit, sich zu ergeben. Als er aber den Anführer Wallace, der sich nach Norden gezogen hatte,

verfolgte, ließ er sich auf dringendes Einrathen Cressinghams bei Stirling, wo derselbe einen vortheilhaften Posten gefaßt hatte, *in ein Treffen ein*, welches für ihn sehr unglücklich ausfiel. *Da* die Engelländer über den Fluß Forth setzen mußten, griff Wallace schnell an, ehe noch alle herüber waren, und warf sie über den Haufen. Ein großer Theil ward in den Fluß gesprenget, die übrigen fielen unter dem Schwerdte. Warenne, außer Stand gesetzt, mit dem Rest seiner Truppen bei einer so guten Stellung der Feinde den Streit fortzusetzen, zog sich nach Berwik zurück. Aber die Schottländer benutzten den Sieg und die Bestürzung des Feindes, verfolgten denselben mit erneuertem Muth, und nahmen eine beträchtliche Anzahl englischer Festungen ein, die sich nicht im Vertheidigungsstande befanden.

Dieser unglückliche Vorfall war eigentlich der Grund, der den König von Engelland bewog, eines Theils den Frieden mit Frankreich zu beschleunigen, und andern Theils, den verhaßten Freiheitsbrief nebst der neuen Verordnung des Parliaments in Betreff der Steuern und Auflagen zu bestätigen. Mit dem äußersten Unwillen unterzeichnete er eine Urkunde, welche seinen Absichten und Wünschen so sehr entgegen war. Aber in dem großen Gedränge, in welches ihn der Patriotismus der Schotten gebracht hatte, war ihm ein thätiger Beistand der Großen und der ganzen englischen Nation unentbehrlich, und ohne dasjenige, worauf diese mit Eifer gedrungen waren, zu bestätigen, durfte er keine Hülfe erwarten. Er brach hierauf aus Flandern nach Engelland auf, um persönlich dem Uebel, womit die immer fürch-

terlicher hereinbrechenden Schotten drohten, zu steuern. Bei seiner Ankunft drangen die Freiherrn sogleich darauf, daß er dasjenige, worein er abwesend gewilliget, nämlich den großen Freibrief und die neue Verordnung des Parliaments neuerdings persönlich bestätige. Vielleicht, weil ihr eigenes Gewissen sie erinnerte, wie schwer es bei dem Herrschsüchtigen hält, nur die geringste Stuffe von seiner Hoheit herabzusteigen, und wie wenig ihm gemeiniglich Ernst ist, wenn er dazu gezwungen wird, hatten sie Mißtrauen gegen die Aufrichtigkeit seiner Erklärung über diesen Gegenstand, die er ihnen aus Flandern schriftlich zugeschickt hatte. Und wirklich rechtfertigte der Erfolg die Billigkeit ihres Verdachts. Eduard zauderte, bediente sich verschiedener Ausflüchte, und wollte zuletzt die gedachten Freiheiten der Nation

nur mit Vorbehalt seiner königlichen Würde bestätigen. Aber die Baronen drangen nun mit Drohungen in ihn, und der König fand sich genöthiget, nachzugeben, denn er bedurfte ihres Beistandes. Sie leisteten ihm hierauf in dem Kriege gegen die Schotten ansehnliche Dienste.

Eduard brachte eine Armee von beinahe 100,000 Mann auf die Beine, mit welcher er auf die verhaßten Aufrührer losging, mit dem festen Vorsatze, eine grausame Rache zu nehmen. Bei Falkirk fand er dieselben im Jahre 1298. in einer sehr vortheilhaften Stellung. Dessen ungeachtet ließ er sich nicht schrecken, und griff den Feind an. Lange bestrebten sich die Engelländer ihrer hartnäckigen Tapferkeit ungeachtet vergebens, in die feindlichen Haufen einzudringen; denn die Schot-

ten hatten sich an der Vorderseite durch Pfähle verschanzet, und fochten überdieß mit einer Raserei, welche gewöhnlich nur die Liebe zur Freiheit am äußersten Punkte der Gefahr, sie zu verlieren, erzeugt. Aber endlich überwältigte doch die englische Uebermacht auch die entschiedenste Tapferkeit. Die Engelländer rissen die Pfähle ein, und stürmten mit einer solchen Heftigkeit auf die Feinde, daß diese nicht länger mehr im Stande waren, jenen das Gleichgewicht zu halten. Es ist unglaublich, mit welcher verzweifelten Entschlossenheit sich Wallace wehrte. Alles, was nur in seinen Kräften war, that er; wie ein Fels hielt er unabbringlich Stand auf seinem Posten, bis alles rings um ihn her verloren war, und nur die äußerste Gefahr, vom Feinde umringt zu werden, zwang ihn endlich, sich zurückzuziehen.

Die Niederlage, welche die Schotten an diesem Tag erlitten, ist die größte, deren die Geschichte von Schottland gedenket. Schrifsteller, welche die geringere Zahl der Getödteten annehmen, setzen dieselbe auf 12,000 Mann, andere erhöhen sie wohl gar bis auf 50,000.

Hätte nicht der Mangel an Lebensmitteln die Engelländer genöthiget, sich zurückzuziehen, die gänzliche Entkräftung der Feinde hätte sie ganz gewiß in den Stand gesetzt, sich ganz Schottlands zu bemächtigen. Da sie aber dieses Umstandes wegen genöthiget waren, sich zu entfernen, erholten sich die Schotten während der Zwischenzeit wieder, sammelten neue Kräfte, und behaupteten sich wenigst in der nördlichen Gegend, wohin sich die Ueberbleibsel begeben hatten. In dieser Lage wuchs ihre Zuversicht so sehr, daß sie sich

sogar einen neuen Regenten in der Person des schottischen Edelmanns Cummin wählten. Schon nach dem glücklichen Ausgange des Treffens bei Stirling hatte zwar ein großer Theil der Schotten seinen heldenmüthigen Anführer Wallace zu seinem Fürsten ernannt. Allein niedrige Seelen, deren es in jedem Stande, unter jedem Volke giebt, beneideten ihn um diese Ehre. Sie, die selbst wenig, oder keine Verdienste besaßen, mißgönnten demjenigen, der sie besaß, die Belohnung derselben. Wallace kannte diese Stimmung einiger Großen, und befürchtete von derselben, wenn sie fortdauern würde, nicht ohne Grund schlimme, dem Vaterlande nachtheilige Folgen. Mit einem beispiellosen Edelmuthe versammelte er daher die Großen der Nation um sich her, legte in ihrer Gegenwart freiwillig seine Würde

nieder, und zog sich als ein wahrer Patriot in den ruhigen Privatstand zurück. Unstreitig war er nach dieser Handlung als Privatmann weit größer, als zuvor im Besitze der fürstlichen Würde. Die Schotten erwählten hierauf den gedachten Edelmann Cummin zu ihrem Oberherrn. Dieser zeigte in der Folge bald durch seine Thaten, daß sich seine Landsleute in ihrem Zutrauen zu ihm nicht betrogen hatten. Im Jahre 1302. that er verschiedene glückliche Ausfälle in das südliche Schottland, welches die Engelländer im Besitze hatten, und schlug hierauf ein englisches Heer bei Roslin aufs Haupt. In kurzer Zeit breitete er seine Waffen, und zugleich den Schrecken so weit aus, daß beinahe alle englischen Besatzungen in Schottland eilig die Festungen räumten, und die Flucht ergriffen.

Eduard erstaunte bei der Nachricht davon, daß ein Volk, welches man nach der mörderischen Schlacht bei Falkirk beinahe für ganz aufgerieben gehalten hatte, noch im Stande war, so große Dinge zu unternehmen; aber seine Erbitterung über diese Verwegenheit und seine Nachsucht waren noch größer, als sein Erstaunen. In der größten Geschwindigkeit sammelte er ein fürchterlich zahlreiches Heer, und eilte mit demselben nach Schottland. Wie ein reißender Strom drangen die Rache schnaubenden Truppen durch das ganze Land, verheereten alles, wo sie durchzogen, mit Feuer und Schwert, und nahmen alle Festungen wieder ein.

Dessen ungeachtet ergab sich der standhafte Held, Wilhelm Wallace noch nicht. Mit dem kleinen Rest seiner getreuen Anhänger erhielt er sich eine Zeit-

lang auf den rauhen, unzugänglichen Gebirgen. Endlich überfiel ihn sein treuloser Freund, Johann Monteith im Schlafe, und lieferte ihn dem König Eduard aus. Man brachte ihn im Jahre 1305. in Ketten nach London, wo er von dem großen Haufen verspottet, von wenigen Einsichtsvollen und Edlen als ein trauriges Opfer des reinsten Patriotismus bedauert ward. Man begieng noch den grausamen Muthwillen, daß man ihn, als man zu Westmünsterhall Gericht über ihn hielt, auf einen erhabenen Platz setzte, und mit Lorbern bekränzte. In eben diesem Gerichte ward der Mann, der seines unerschütterten Patriotismus und seines vortreflichen Charakters wegen zehn Kronen verdienet hätte, darum, weil er die Sache seines Vaterlandes gegen die Ungerechtigkeit eines ehrgeizigen Anmaßers ver-

theidigt hatte, als ein Hochverräther zum Tode verurtheilet. Man knüpfte ihn auf, und stellte hierauf seinen Kopf und die vier Theile seines Körpers an einem erhabenen Orte öffentlich zur Schau aus.

Die Unterdrückung dieses hartnäckigen und gefährlichen Gegners, der bisher die größte, und beinahe die einzige Hinderniß der gänzlichen Unterjochung Schottlands gewesen war, gab dem Könige von Engelland Hoffnung, daß die Ruhe sich endlich einmal in diesem Lande wieder einfinden werde. Diese Hoffnung, und die Folgerung, die er sehr natürlich daraus zog, daß er in diesem Falle des Beistandes der englischen Großen nicht mehr benöthiget seyn werde, reizte ihn zu dem Versuche, sich der lästigen Fesseln, welche ihm der Freibrief nebst der neuen Verordnung des Parliaments anlegte, auf irgend eine

schickliche Art zu entledigen. Ohne daß jemand das geringste vermuthete, trat er in geheime Unterhandlungen mit dem Pabste Clemens V, und bewirkte von demselben die Lossprechung von der Verbindlichkeit, den Freibrief zu beobachten. Allein Eduard betrog sich in seiner Rechnung. In Schottland öffneten sich neue gefährliche Aussichten, und in Engelland war alles über das treulose Betragen des Königs nicht so sehr erstaunt, als erbittert. In der gegenwärtigen Lage, da ihm an dem guten Willen der englischen Nation alles gelegen war, fand er es unmöglich, von der päbstlichen Lossprechung Gebrauch zu machen. Er bestätigte daher den großen Freibrief aufs Neue, dem Anscheine nach, als thäte er es freiwillig; im Grunde, weil ihn die Noth dazu zwang. Seit dieser Zeit erhielt sich diese freie Verfassung

der englischen Nation unerschüttert in ihrer Festigkeit. Gewiß eine merkwürdige Erscheinung, daß diese mit so vieler Mühe errungene Freiheit seit ihrer Entstehung gerade von den schwächesten Königen am meisten verletzt worden, und unter denselben nie zu einer Beständigkeit hatte gedeihen können; hingegen gerade unter einem solchen Könige, von dessen Ehrgeiz, Entschlossenheit und kriegerischem Geist sich am wenigsten Nachgiebigkeit hoffen ließ, für ewige Zeiten fest gegründet wurde. Doch freilich hatte die englische Nation dieses Glück nicht der Willfährigkeit des Königs, sondern den neuen Unruhen in Schottland zu danken.

Die Hinrichtung des verdienstvollen Patrioten Wallace hatte einen unbeschreiblich tiefen Eindruck auf die Gemüther aller Schotten gemacht. Besonders

empfand niemand diese abscheuliche Ungerechtigkeit tiefer, als Robert Bruce, ein Sohn des ehemaligen Mitwerbers um die englische Krone. Dieser junge, kühne, tapfere Mann hatte bisher bei Eduards Armee mit heimlicher Abneigung gedienet, und soll durch eine Unterredung mit Wallace, den er nach dem Treffen bei Falkirk zur Unterwerfung bewegen wollte, im Gegentheile zur Annahme gleicher Gesinnungen mit demselben gebracht worden seyn. Einige versichern überdieß, Eduard habe ihm nach Baliols Tode den Besitz des Königreichs Schottland versprochen, und sein Wort nicht gehalten. Genug, Robert Bruce faßte von der Stunde an den großen Entschluß, der Retter seines Vaterlandes zu werden. Ohnehin glaubte er, weil er von dem Geblüte der Könige von Schottland

abstammte, einen gegründeten Anspruch auf die königliche Würde zu haben. Unabläßig arbeitete er daher an einer Verbindung des schottischen Adels.

Unter denjenigen, welchen Robert Bruce seine Absicht entdeckt hatte, befand sich zum Unglücke auch Johann Cummin, welchem die Schotten, wie oben gesagt worden, einst die Verwaltung des Staats anvertrauet hatten. Anfänglich trat er dem Verständnisse bei. Als er aber in der Folge zum ruhigern Nachdenken kam, ergriff ihn die Furcht, und er verrieth den ganzen Plan dem Könige von Engelland. Dieser gab sogleich Befehl, alle Schritte desselben in Geheim zu beobachten. Indessen theilte einer von Roberts Freunden ihm heimlich durch ein Zeichen die Nachricht mit, daß alles verrathen sei, und warnte ihn vor der Rache des Königs.

Robert ergriff in größter Eile die Flucht von London nach Schottland. Als er nach Dumfries gekommen war, fand er den Treulosen in den Hallen eines Kapuziner-Klosters. Sogleich zog er den Degen, und unter heftigen Vorwürfen, stieß er ihm denselben durch die Brust.

Jetzt bekräftigte er, da er ohnehin wegen dieser That die Rache des Königs von Engelland nicht ohne Grund zu befürchten hatte, seine Verbindung mit dem schottischen Adel aufs Neue; man gieng ohne Verzug auf die Engeländer los, vertrieb sie, und Robert ward in der Abtei Scone feierlich zum Könige von Schottland gekrönet.

Nach einer so großen Anstrengung der Kräfte, nach so vielen mühesam errungenen Siegen war also für den König von Engelland alles wieder auf einmal verlo-

ren; Grund genug, die Rachsucht desselben aufs Höchste zu spannen. Er schwur der schottischen Nation vollkommene, unaufhörliche Sklaverei. Aymer von Valence rückte auf seinem Befehl zuerst mit einem beträchtlichen Heere in ihrem Lande ein, und erfocht bei Methum in der Grafschaft Perth einen wichtigen Sieg über den neuen König von Schottland. Es ist unbeschreiblich, mit welcher hartnäckigen Tapferkeit sich dieser dem Feind entgegen gestemmt hatte. Dreimal stürzte er vom Pferde, und jedesmal schwang er sich wieder hinauf, und erneuerte den Kampf mit neuer Hartnäckigkeit. Aber zuletzt ward er überwältigt, und mußte das Schlachtfeld verlassen. Er floh, und suchte sein Heil in einer der hebridischen Inseln. Dennoch war nichts im Stande den eigensinnigen Muth Roberts zu beugen, und

die Nation ganz zu unterjochen. Der König selbst rückte vergebens mit einer fürchterlichen Armee nach; der Tod, welcher auch die edelsten Plane vereitelt, hemmte im Jahre 1307. plötzlich den Lauf seiner Unternehmungen.

Noch in der letzten Stunde seines Lebens hatte er seinem Sohne die Ermahnung tief in das Herz gelegt, den Krieg gegen das unbändige Schottland ja mit Eifer fortzusetzen, und nicht zu ruhen, bis es vollkommen bezwungen sei. Allein Eduard, jetzt der Dritte König dieses Namens, ein unthätiger, schwacher, furchtsamer Herr, nicht fähig, sein Ansehen im Frieden zu behaupten, viel weniger im Kriege eine große Rolle zu spielen, von fremder Einsicht abhängig, weil es ihm an eigener fehlte, gänzlich ungeschickt zur

Regierung, und das Spiel seiner Lieblinge, denen er alles unbedingt überließ, — gerieth gleich auf den ersten Sieg, den Robert Bruce in einem Gefechte davon trug, so sehr aus der Fassung, daß er sich unverzüglich zurückzog, und sein Heer entließ. Diese unverzeihliche Schwäche des Königs, die sich in der Folge durch sein ferners Betragen nur noch mehr bestätigte, unterstützte auf eine erwünschte Art Roberts Absichten und Waffen, und man sah diesen in kurzer Zeit nicht nur wieder im Besitze der meisten schottischen Festungen, sondern seine siegreichen Waffen sogar in den englischen Grenzörtern ausbreiten. Besonders gut kamen ihm bei dieser Gelegenheit die innern Unruhen Engellands, welche Eduards unmännliches Betragen um diese Zeit erweckte und unterhielt, zu statten.

An seinem Hofe hatte er einen Günstling, Piers Gaveston, den Sohn eines Ritters aus Gascogne, den er feuriger liebte, als es der Wohlstand einem gesetzten Mann erlaubt. Gaveston verdiente in gewisser Rücksicht die Zuneigung der Menschen, er war schön, einnehmend in seinen Manieren, voll Verstandes und lebhaften Witzes. Aber Eduards Zuneigung zu ihm war übertrieben. Mit der Zärtlichkeit, welche ein Liebhaber seiner angebeteten Dame beweiset, begegnete er seinem Lieblinge, und überhäufte ihn mit Ehrenstellen und Reichthümern ohne alles Maaß. Keine Summe Geldes, kein Bezirk Landes, keine Würde schien dem verblendeten Könige groß genug, um seine Freigebigkeit gegen diesen angebeteten Liebling zu befriedigen. Seine Vertraulichkeit mit ihm hatte den höchsten Grad erreicht;

seine geheimsten Gedanken, Absichten und Wünsche entdeckte er ihm; in alles, es mochte noch so wichtig seyn, hatte Gaveston nicht nur Einfluß, sondern leitete es selbst aus eigener Macht. Zuletzt, als der König eine Reise nach Paris unternahm, um sich mit der königlichen Prinzessin Isabella zu vermählen, ernannte er ihn gar zum Verweser des Reiches.

Mit den Gunstbezeugungen, welche dieser Höfling erhielt, mit der Zahl der Reichthümer und Würden, womit ihn der unkluge König überlud, wuchs zugleich sein Stolz und Uebermuth, und mit demselben der bittere Groll, den die Großen des Reiches gegen ihn gefaßt hatten. Eifersucht und Neid, die gewöhnlichen Laster an den Höfen, nahmen täglich mehr überhand, und der unbescheidene Mann that alles, was zur Verstärkung derselben

etwas beitragen konnte. Gleich als wollte er ihnen muthwillig Hohn sprechen, suchte er es ihnen in allen Stücken zuvorzuthun. Zuletzt trieb ers mit Aufwand aller Art, mit Gastmälern, prächtigen Tourniren, glänzenden Festins so weit, daß ihnen endlich alle Geduld brach.

Als die neue Königin Isabella in Engelland ankam, war es die erste Beschäftigung der Freiherrn, sie gegen ihn aufzubringen. Sie, von Natur stolz, herrschsüchtig und zu bösen Ränken geneigt, war leicht dahin zu bringen, daß sie sich mit den übrigen Mißvergnügten gegen einen Mann vereinigte, in dessen Händen sie alle Staatsgewalt sah, die sie sich selbst wünschte. Es kränkte sie, daß sie gar alles Einflusses auf den König beraubt war, und stellte sich daher zugleich mit dem Grafen von Lancaster gern an die Spitze einer

Parthei, welche ein beinahe gleiches Interesse mit ihr hatte. So kam dann eine fürchterliche Verschwörung zu Stand, welche äußerlich gegen Gaveston gerichtet zu seyn schien, im Grunde aber dem Könige selbst galt.

Die Königin, der Graf von Lancaster, das Parliament, alles drang nun darauf, daß der König den verhaßten Liebling entferne. Mit dem äußersten Widerwillen entließ er ihn endlich nach langem Zaudern. Die Entlassung war zwar vielmehr eine Erhebung; denn er ernannte ihn zum Statthalter von Irland. In der Länge konnte aber der weibische König seine Abwesenheit nicht ertragen. Um ihn wieder zu erhalten, überhäufte er den Grafen von Lancaster und desselben Parthei so lange mit Geschenken, Gunstbezeugungen und Ertheilung ansehnlicher Würden, bis

er sie für besänftiget hielt. Sobald er glaubte, alles sei nun beruhiget, rief er seinen geliebten Gaveston unverzüglich wieder zurück, und nun fieng das Spiel wieder von Neuem an. Sein Sturz hatte diesen Höfling nicht weiser gemacht. Unwürdig eines Glückes, das er durch Stolz, Pralerei und Uebermuth zum zweitenmale mißbrauchte, ward er bald wieder der allgemeine Gegenstand der Eifersucht und des Hasses der Großen. Aber dießmal trafen die Folgen des Unwillens nicht bloß diesen verhaßten Höfling allein, sondern den König zugleich. Als die Freiherrn sahen, daß der alte Unfug ohne Hoffnung einer Abstellung fortdauere, traten sie im Jahre 1310. eigenmächtig in ein Parliament zusammen, und stellten in demselben eine neue Ordnung der Dinge her. Eine beträchtliche Anzahl bewaffneter Leute, die

sie bei sich hatten, unterstützte ihr Unternehmen. Die ganze Gewalt der Regierung ward durch eine Verordnung dieses Parliaments einem Ausschusse von zwölf Personen überlassen, deren Ernennung von ihnen selbst abhieng. Die Besetzung aller königlichen Hofämter und aller hohen militärischen Würden, wie auch die Ernennung aller derjenigen Beamten, denen die Verwaltung der Gerechtigkeit oder der Finanzen oblag, übertrug man den Mitgliedern des Parliaments aus dem Stande der Freiherrn allein. Sogar die Macht, ohne Einstimmung der Großen einen Krieg anzufangen, oder auch nur die Vasallen aufzubieten, ward dem Könige genommen.

Das Volk empfand sehr bald die wohlthätigen Folgen dieser neuen Regierung; denn die Freiherrn trafen wirklich sehr nützliche Einrichtungen, welche die Wohl-

fahrt des Königreiches zum Zwecke hatten. Aber Eduard, wiewohl genöthiget, alles dieses zu bestätigen, war über die Vermessenheit der Freiherrn, die ihn seiner Gewalt beraubten, äußerst aufgebracht. Besonders tief war es ihm ins Herz gestiegen, daß die neuen Regenten alle seine Freunde von ihren Aemtern entfernt, und seinen erklärten Liebling Gaveston für immer aus dem Königreich verbannt hatten. Jetzt nahm Eduard in der Leidenschaft einen Ernst und eine Entschlossenheit an, die er zuvor bei kälterm Blute, und in Hinsicht auf die Angelegenheiten des Staates niemals gezeigt hatte. Voll Unmuths erklärte er die Verbannung für ungültig, und rief den Verwiesenen aus Flandern zurück. Gaveston erschien, und saß seitdem wieder in seinem vorigen Glanze. Aber eben dieses unpolitische

Verfahren vergrößerte den Haß der Großen gegen ihn, und die Erbitterung gegen den König. In der größten Geschwindigkeit griffen beinahe alle Freiherrn zu den Waffen, und zogen gegen Eduarden selbst zu Feld. Die Geistlichkeit und das Volk erklärte sich für sie.

Gaveston, der eigentlich die Ursache des Auflaufes war, wurde auch das Opfer desselben. Der König hatte ihn in der Festung Scarboroug zurückgelassen, in der Hoffnnng, daß er dort sicher seyn werde. Aber der Graf von Pembroke, einer von den Häuptern der Verschwörung, belagerte dieselbe, und der Mangel an Lebensmitteln nöthigte endlich die Besazzung, sich zu ergeben. Gaveston ward mit dem Versprechen, ihn bis zum Erfolg eines Vergleiches in einer erträglichen Gefangenschaft zu halten, in das feste Schloß

Dedington gebracht. Bald rückte aber der Graf von Warwik mit seinen Truppen heran, belagerte das Schloß, und eroberte es. Man brachte den verhaßten Höfling auf die Vestung Warwik, hielt ein kurzes Standrecht über ihn, und schlug ihm, als einem Menschen, der dem Königreiche schädlich gewesen, im Jahre 1312. den Kopf ab. Die Freiherrn rückten hierauf gegen den König selbst an. Dieser, wie-wohl äußerst entrüstet über den Tod seines Lieblings, sieht sich doch außer Stand, denselben an ihnen zu rächen, und muß zuletzt froh seyn, daß seine Verwandten, die Grafen von Evreux und Glocester und der päbstliche Nuntius einen Vergleich vermitteln. Vermöge desselben bitten die Freiherrn den König öffentlich auf den Knien um Verzeihung, jedoch mit der Versicherung, alles sei bloß zur Verbesse-

rung der Regierung geschehen; Eduard hingegen macht in der Folge versprochenermaßen eine gänzliche Vergessenheit alles dessen, was vorgegangen war, bekannt.

Diese verderblichen Unruhen in Engelland waren den Absichten und Waffen der Schotten überaus günstig. Denn da der Graf von Lancaster und viele andere Große während ihres Mißvergnügens über das Betragen des Königs ihm ihren Beistand in dem Kriege gegen dieselben versagten, so war es jenen leicht, beträchtliche Fortschritte zu thun. Zweimal drang Bruce, während daß Eduard und die Großen gegen einander gespannet waren, in das Königreich ein, und wenige zu Schottland gehörige Festungen blieben übrig, die nicht in seine Hände fielen. Aber jetzt da die Unruhen gestillet waren, versammelte der König ein mächtiges Heer,

und rückte mit demselben an die schottischen Grenzen. Hier entschied im Jahre 1314. ein einziges Treffen bei Bannockburn, worin ein kleiner Haufe über eine weit überlegene Zahl siegte, das künftige Schicksal Schottlands zum Nachtheile der Engelländer. Denn obgleich diese zuerst mit ungemeiner Tapferkeit angriffen, und den Kampf mit eben so großer Hartnäckigkeit fortsetzten, so geriethen sie doch endlich in Verwirrung, da ihre Reiterei plötzlich in die Gruben fiel, welche Bruce an den Ufern eines kleinen Baches hatte aufwerfen lassen, und da gleich darauf der Graf von Glocester im Streite das Leben verlor. Als sie zuletzt noch ein neues zahlreiches Heer von der Ferne gegen sich anrücken sahen, (es waren Leute vom Fuhrwesen und Arbeiter, denen Bruce, um die Feinde zu schrecken, Fahnen und das

Ansehen einer Armee gegeben) so geriethen sie gänzlich aus der Fassung, und alles zerstreute sich in größter Eile.

Bruce benutzte den Sieg, und verfolgte die Feinde. Ein beträchtlicher Bezirk in Engelland fühlte seine verwüstende Hand. Im Jahre 1318. machte er sogar Anstalten, den Engelländern Irland wegzunehmen, welches jedoch nicht gelang. Dafür setzte er aber den Krieg in Engelland fort. Nur äußerst mühesame Vorstellungen zweener vom Pabste abgeschickten Legaten, die denselben sogar durch den Kirchenbann Nachdruck zu geben, sich genöthiget sahen, bewirkten endlich im Jahre 1319. für den König von Engelland, welcher dringend den Pabst um Vermittelung gebeten hatte, einen Waffenstillstand auf zwei Jahre.

Noch war dieser Waffenstillstand nicht geschlossen, als die Freiherrn, die noch immer rastlos nach ihrer alten Gewalt strebten, die Demüthigung, welche der König durch das unglückliche Treffen bei Bannockburn erlitten hatte, benutzten, um ihre Macht über die königliche wieder emporzuheben. Wirklich wußte der Graf von Lancaster an der Spitze seiner herrschsüchtigen Parthei seine Foderungen durch einen solchen Ernst zu unterstützen, daß im Jahre 1318. vermöge einer ausdrücklichen Verordnung die Macht, alle Aemter zu besetzen, und überhaupt beinahe die ganze Gewalt der Regierung wieder in die Hände des Parliaments, oder vielmehr in die Hände der Freiherrn kam. Allein, obwohl der König zu schwach, diese neue Einrichtung umzustürzen, dieselbe ungestört in ihrer Kraft ließ, so entstand doch

eine neue Verbindung gegen ihn, welche endlich seinen Untergang nach sich zog.

Nach dem Tode Gavestons hatte sich der unbescheidene König Eduard wieder eben so leidenschaftlich und blind in die Arme und in die ganze Gewalt eines jungen Mannes vom Adel geworfen, als ehemals in die Arme des darum mit dem Tode bestraften Günstlings. Hugh le D'espenser, so hieß der neue Liebling (gemeiniglich nannte man ihn nur Spenser), war ein Mensch von mancher liebenswürdigen Eigenschaft. Aber Genügsamkeit, Mäßigung, Klugheit besaß er nicht. In dem Herzen dieses ehrgeizigen Jünglings erzeugte eine hohe Erhebung nur die Begierde, noch höher zu steigen. Sein Vater, ein ehrwürdiger Greis, hatte allenthalben den Ruf einer großen Tapferkeit, Klugheit und eines redlichen Her-

zens; aber nicht so viel Stärke des Geistes, um über die Versuchungen des Ehrgeizes mit edler Selbstverläugnung zu siegen. Er selbst rieth seinem Sohne, sein Glück, das er in der Neigung des Königs zu finden glaubte, zu seinem Vortheile zu benützen, und so strebte dann der junge Spenser immer hinan. Der von Liebe zu ihm bethörte König kannte kein Maaß in seiner Freigebigkeit gegen ihn; was je in seinem Vermögen war, that er, um ihn vor allen übrigen Großen auszuzeichnen, um ihm in allen Stücken den Vorzug zu geben. Zuletzt gab er ihm wohl gar seine Nichte zur Ehe, und bereicherte ihn in Hinsicht auf diese Vermählung mit ansehnlichen Gütern an der Grenze von Wallis.

Aber eben dieser Umstand war die Veranlassung eines verderblichen Bürger-

kriegs. Denn da der König einigen Großen verschiedene Güter, worauf sie gerechte Ansprüche zu haben glaubten, widerrechtlich entzog, um sie seinem Lieblinge zu ertheilen, so geriethen die Großen, welche die Eifersucht ohnehin schon lange gequälet hatte, auf einmal in Bewegung, und alles griff zu den Waffen. Mit einer Raserei, welche wenige Beispiele hat, fielen sie über die Güter der beiden Spenser her, plünderten sie rein aus, brannten, mordeten und verwüsteten alles, wie Menschen, die, von der unversöhnlichsten Rachsucht begeistert, nicht anders, als durch die gänzliche Vertilgung des verhaßten Gegenstandes sich sättigen können. An der Spitze des Grafen von Lancaster, den überdieß noch eine persönliche Beleidigung, die er vom König empfangen hatte, zur Rache entflammte, zogen sie hierauf nach

London, und foderten mit Ungestüm die Verbannung der Spenser. Die Heftigkeit ihrer Drohungen, und die Gefahr vor den Augen nöthigten das zitternde Parliament und den König, ihre Foderungen zu bewilligen. Die beiden Spenser wurden auf ewig aus dem Lande verwiesen, und ihre Länder und übriges Vermögen eingezogen.

Bisher hatte sich die Königin immer den Baronen günstig bezeigt. Mehrmalen hatte sie ihre Zwistigkeiten mit dem Könige, damit ihnen nicht zu wehe geschehe, vermittelt, öfters Frieden zwischen ihnen gestiftet. Aber der Stolz über ihr neuerdings behauptetes Uebergewicht, diese Leidenschaft, welche die Menschen nur gar zu oft zu schädlichen Ausschweifungen hinreißet, trieb sie so weit, daß sie zuletzt auch die Königin nicht mehr schonten.

Einer aus ihnen, Lord Bodlesmere versagte ihr auf einer Reise trotzig den Eintritt in sein Kastell, und in der Bewegung, die darüber entstand, verloren einige ihrer Leute das Leben.

Auf einmal änderte sich nun die ganze Lage der Dinge. Die Königin, äußerst beleidiget durch diese Beschimpfung, faßte von der Stund an einen bittern Groll gegen die Freiherrn, und bot alle ihre Beredsamkeit auf, ihren Gemahl zur Rache zu reizen. Eduard, dem der Uebermuth der Baronen und seine eigene Demüthigung schon lange unerträglich geworden war, sammelte mit Freuden ein mäßiges Heer. Allein anstatt bloß denjenigen, welcher die Königin beleidiget hatte, zu bestrafen, gieng er plötzlich gegen alle Erwartung auf alle jene Baronen los, welche bisher durch ihre Uebermacht sein Ansehen

so schimpflich herabgesetzt hatten. In einem Treffen, welches bei Boroughbridge geliefert wurde, trug Eduard einen vollkommenen Sieg davon. Der Graf von Hereford verlor das Leben; der Graf von Lancaster, das Haupt der Empörer, gerieth in die Hände der Königlichen; die meisten der übrigen hatte schon zuvor die Ueberraschung des Königs so sehr in Schrecken gesetzt, daß sie sich ihm unterwarfen. Als aber der König den Grafen von Lancaster in seinen Händen sah, da erinnerte er sich an das unglückliche Ende seines Lieblings Gavestons, dessen vornehmster Urheber dieser gewesen war, und mit der bittern Freude, welche die Befriedigung der Rachsucht gewähret, verurtheilte er ihn zu eben derselben schimpflichen Todesart. Ein ähnliches unglückliches Loos traf auch diejenigen, welche sich am

thätigsten bei der Empörung gezeigt hatten. Mehr als achtzehn Freiherrn büßten auf dem Blutgerüste für ihre Verwegenheit. Andere entgiengen der Strafe durch die Flucht auf das feste Land.

Im süßen Gefühl seiner gegenwärtigen Uebermacht rief Eduard den jungen Spenser wieder zurück. Dieser unbescheidene Mensch verdarb bald alles wieder, was jener gut gemacht hatte. Hatte er sich zuvor durch Habsucht, Stolz und unersättlichen Ehrgeiz den Haß der Freiherrn zugezogen, so eilte er jetzt gleichsam mit Ungeduld, denselben von Neuem anzufachen, oder, wo er schon vorhanden war, noch mehr zu verstärken. Alle Güter der Hingerichteten oder Entflohenen, welche der König eingezogen hatte, waren nun seine Beute; ein wichtiger Grund zur heftigen Eifersucht des übrigen Adels! Dazu

kam noch der bittere Hohn, womit gewöhnlich der ehemals Verfolgte über seine Verfolger, wenn er sie gestürzt sieht, triumphiret, und ihnen seinen Sieg fühlen läßt. In kurzer Zeit erhielt auch die Königin einen Beweggrund, einen heftigen Groll auf ihn zu werfen. Beide Spenser hatten sie empfindlich beleidiget, und was sie am meisten kränkte, man hatte ihr die Grafschaft Cornwallis unter dem Vorwande genommen, die Franzosen möchten sich derselben bemächtigen; eine offenbare Beschuldigung, daß sie mit denselben verstanden sei.

Karl der Schöne, König von Frankreich, durch Eduards Schwäche gereizt, war damals eben im Begriffe, alle Ländereien, welche dieser in Frankreich besaß, einzuziehen. Man schickte vergebens eine Gesandtschaft dahin, machte Vorstellun-

gen, pflog Unterhandlungen; Karl beharrte bei seiner Gesinnung. Endlich begab sich die Königin von Engelland selbst nach Frankreich, um, wo möglich, bei dem Könige, ihrem Bruder, etwas Vortheilhaftes zu bewirken. Es glückte ihr auch, ein Mittel zu treffen. Eduard mußte seine Ländereien in Frankreich seinem dreizehnjährigen Prinzen abtreten, und dieser nach Paris reisen, um dem Könige von Frankreich dafür zu huldigen. Jetzt war der für die Königin erwünschte Zeitpunkt vorhanden, sich an den Spensern zu rächen. Während ihres Aufenthaltes in Frankreich hatte sie sich mit einigen Edelleuten, den Ueberbleibsel der gefallenen Parthei des Grafen von Lancaster, die sich durch die Flucht in dieses Königreich gerettet hatten, in ein geheimes Verständniß eingelassen, und besonders auf

einen gewissen jungen Herrn, Mortimer, der gleichfalls Spensern tödtlich haßte, eine sträfliche Neigung geworfen. Kaum war daher der englische Prinz in Frankreich angelangt, und ihre geheime Absicht unter den Mißvergnügten, welche noch in Engelland unter dem Scheine der Ergebenheit gegen den König zurückgeblieben waren, bekannt geworden; als eine Menge derselben zu ihr herbei eilte, in der schmeichelnden Hoffnung, in Vereinigung mit ihr durch irgend ein kühnes Unternehmen Befriedigung ihrer Rachsucht zu finden. Zu ihnen gesellten sich noch alle diejenigen, welche noch ferners vom Könige des Landes verwiesen wurden, oder ihres bösen Gewissens halber eine ähnliche Strafe befürchteten. Als endlich der König, in dessen Herzen ihr langes Verweilen in Paris nicht ohne Grund eine ängst-

liche Besorgniß erweckte, nach ohnehin schon beendigtem Geschäfte, welches ihre Reise nach Frankreich veranlaßt hatte, ihre Zurückkunft verlangte; erklärte sie freimüthig, sie werde so lange nicht nach Engelland zurückgehen, als nicht Spenser vom Hof entfernt, und des Landes verwiesen seyn würde. Da der König sich zur Erfüllung dieser Bedingniß nicht verstehen wollte, und nichts desto weniger auf seinem Verlangen bestand, schiffte sie sich ohne Verzug mit 3000 Mann wohlbewaffneter Leute ein, die sie um sich her versammelt hatte, und stieg an der Küste von Suffolk ans Land.

Kaum hatte sie sich auf englischem Boden gezeigt, als unverzüglich ein großer Anhang herbeieilte, ihre Absichten zu unterstützen. Ein beträchtlicher Theil der Geistlichkeit, der Adel, das Volk, alle,

die mit der Regierung des Königs nicht zufrieden waren, alle offenbaren und heimlichen Feinde der Spenser; ferners alle diejenigen, welche bei dem Bewußtseyn der Schwäche Eduards der Königin ein größers Gewicht, ihrer Unternehmung einen bessern Erfolg zutrauten, und unter dem Schutze derselben Sicherheit oder Befriedigung ihrer Wünsche hofften, endlich auch alle Patrioten, welche es redlich mit dem Vaterlande meinten, und vom Glücke der Königin eine wohlthätige Veränderung in der Regierung erwarteten, fielen ihr einmüthig bei. Der König hatte ohne Zeitverlust einen seiner Großen, Robert von Watteville, mit einem beträchtlichen Heer abgeschickt, daß er den Waffen der Mißvergnügten nach allen Kräften Einhalt thue, und ihre Fortschritte hemme. Allein Robert, anstatt seine Pflicht zu

erfüllen, gieng mit allen seinen Leuten zu ihr über.

In einer solchen Lage war es wohl kein Wunder, daß der König mit seiner ganzen Parthei unterliegen mußte. Der fürchterliche Aufruhr breitete sich bald in allen Städten und Dörfern Engellands aus, und mit demselben erschienen alle diejenigen Greuel, welche der rohe Pöbel in seiner Raserei bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich verübet. Zu vielen tausenden durchzogen die Empörer das Land, begiengen die abscheulichsten Gewaltthätigkeiten, bemächtigten sich des Towers, und erklärten sich öffentlich für Isabellen und ihren Prinzen. Jeder, den der Pöbel haßte, ward ein Opfer der unbändigen Wuth. Der unglückliche alte Spenser ward von den Einwohnern der Festung Bristol, wo er sich damals befand, den

Aufrührern ausgeliefert, und nicht das hohe Alter desselben, (er zählte damals neunzig Jahre) nicht seine unsträfliche Aufführung rührte ihr barbarisches Herz; er ward in seiner Rüstung an einen Galgen gehenkt, sein Leib alsdann in Stücke zerhauen und den Hunden vorgeworfen, sein Kopf aber zu Winchester auf einer Stange gesteckt, und vom schadenfrohen Pöbel verspottet. Seinen Sohn zogen die rachsüchtigen Sieger aus den finstern Hallen eines Klosters in Wallis hervor, wo sich derselbe verborgen hatte. Um dem tobenden Volke ein barbarisches Schauspiel zu geben, knüpfte man ihn auf einen funfzig Fuß hohen Galgen. Sein Kopf ward hierauf nach London gebracht, und dort auf der Brücke aufgesteckt. Viele andere Große, welche in der Anhänglichkeit an den König, oder an die Spenser ihre

Rechnung zu finden gehoffet hatten, traf das nämliche Loos. Der König irrte verwaiset und hoffnungslos von einem Orte zum andern herum, und gerieth endlich auch in die Hände der Feinde. Nachdem man ihn eine kurze Zeit im Tower gefangen gehalten, klagte man ihn öffentlich wegen seiner Unthätigkeit, wegen seiner Schwachheit, mit der er sich von bösen Rathgebern blindlings beherrschen ließ, und wegen seiner Unfähigkeit zur Regierung an, und er ward hierauf vom Parliamente im Jahre 1327. förmlich abgesetzt. Die Verwaltung des Königreiches ward indessen, während der Minderjährigkeit des Prinzen, der ohne Widerspruch zum Nachfolger erkläret ward, der Königin übertragen. Auf eine so traurige Art verlor ein König, der wenig Uebels selbst gethan, bloß darum, weil er schwach ge-

nug war, das Böse, das andere thaten, zuzulassen, seine Würde, seine Ehre und Ruhe, da im Gegentheile mancher der vorhergehenden Beherrscher, welcher selbst sehr große Uebel stiftete, seine Würde und sein Ansehen bis zu seinem Ende behielt. Dennoch ward ihm nicht einmal die traurige Wohlthat gegönnet, im kränkenden Zustande seiner Herabwürdigung ein armseliges Leben länger zu führen. Da seine Feinde sahen, daß hier und da an die Stelle des bittersten Hasses, wie sich dieses gewöhnlich ereignet, das Mitleid über den unglücklichen König eintrete, und von der bekannten Wankelmüthigkeit des Volkes eine gewaltsame Aenderung der Dinge befürchteten, so begaben sich Montravers und Gournay, zween von denjenigen, denen seine Verwahrung wechselweise mit Lord Berkeley anvertrauet

war, in das Kastell, worin er gefangen saß, warfen ihn plötzlich auf ein Bette, und ein Tischblatt über ihn, und stießen ihm durch ein Horn ein glühendes Eisen durch den hintern Leib, daß die Eingeweide verbrannten. Durch diese besondere Todesart hofften sie ihre Greuelthat zu verbergen. Aber das entsetzliche Geschrei, welches der außerordentliche Schmerz dem sterbenden Könige auspreßte, verrieth dieselbe, und die beiden ruchlosen Mörder mußten die Flucht ergreifen. Doch erst im Jahre 1330, da Eduard III. die Regierung selbst antrat, ward das abscheuliche Verbrechen förmlich bestrafet.

Von der unglücklichen Stund an, da Eduard II. auf eine so schmerzliche Art sein Leben verlor, führten die Königin Isabella und ihr Buhler das Ruder, und schienen es durch ihr Betragen bei-

nahe selbst darauf anzulegen, die englische Nation gegen sich aufzubringen. Der geheime Rath von 12 Personen, welcher aufgestellt worden war, hieng ganz von Mortimern ab. Selten fragte er in den wichtigsten Staatsgeschäften die Freiherrn um Rath. Der größte Theil der königlichen Einkünfte wurde für die verwittwete Königin ausgesetzt. Er selbst hatte alle Güter derjenigen, welche als Anhänger des Königs oder der Spenser waren verurtheilt worden, an sich gezogen. Mit noch weit mehr Recht fiel daher alle jene Eifersucht, und aller jener Haß der Großen, der zuvor jenen das Leben gekostet hatte, auf Mortimern.

In diesem kritischen Zeitpunkte, nämlich im Jahre 1327. fielen die Schotten aufs Neue in Engelland ein. Der verstorbene König Eduard II. war bereits

im Jahre 1323, da er die erste Empörung der Freiherrn gegen ihn uud die Spenser gestillet hatte, in Schottland eingedrungen; aber sowohl der Mangel an Lebensmitteln, als die Tapferkeit der Feinde, die ihn schlugen, nöthigten ihn zum Zurückzuge. Bruce setzte ihm nach, und richtete bis York hin grausame Verheerungen an. Dieses Unglück bestimmte den König von Engelland, zu einem Waffenstillstande die Hände zu bieten, der endlich auf dreizehn Jahre geschlossen ward. Aber die kriegerischen, auf ihre Unabhängigkeit stolzen Schotten, erwarteten den Verlauf dieses Termins nicht. Da sie von der Verwirrung, in welcher sich Engelland während der Reichsverwaltung der Königin und ihres Geliebten befand, und von dem Mißvergnügen der Nation über den gegenwärtigen Zustand wohl un-

terrichtet waren, so ergriffen sie diese günstige Gelegenheit, überfielen plötzlich die Festung Norham, und überschwemmten bald darauf auch die nördliche Gegend mit einem zahlreichen Heere. Der junge, feurige Kronprinz Eduard rückte ihnen, voll Ungeduld, sich durch irgend eine große That auszuzeichnen, mit eben so großem Muth und einer noch zahlreichern Mannschaft entgegen. Diese Ueberlegenheit schreckte die Schotten, und verleitete sie zum Zurückzuge durch Wälder und Sümpfe. Eduard suchte sie auf, traf sie, und beschloß, sie ungeachtet ihres vortheilhaften Standortes anzugreifen. Aber Mortimer, dem der emporsteigende Thateneifer des Prinzen nicht ohne Grund eine Besorgniß in Betreff der künftigen Erhaltung seiner Größe verursachte, hinderte ein Treffen, in der Hoffnung, da-

durch auch den Ruhm des Prinzen, den ihm sein Kriegsglück verschaffen würde, und die daraus erwachsende Anhänglichkeit des Volkes zu hindern. Aber eben dieses, das er zum Mittel wählte, sich zu behaupten, wurde die Veranlassung seines Sturzes. Denn da man von dem unternehmenden Geist des tapfern Prinzen alles erwartete, so ward jetzt, da Mortimer demselben Fesseln angelegt, und in einem schimpflichen Frieden vom Jahre 1328. sogar die Unabhängigkeit Schottlands anerkannt hatte, alles gegen diesen erbittert. Schon vereinigten sich im Jahre 1328. einige Große ernstlich, seinen Sturz zu bewirken. Da trennte Mortimer das ihm schädliche Bündniß, indem er das eine Mitglied desselben, den Grafen von Kent, den er durch die falsche Nachricht, sein Bruder Eduard II. lebe noch, zur

Empörung reizte, hinrichten ließ, und das andere, den Grafen von Lancaster in Gefangenschaft setzte. Aber dessen ungeachtet erhielt sich die alte Gesinnung, und der Vorsatz, einen so schädlichen Mann aus seinem Wirkungskreise zu setzen. Das Haupt jener Parthei, die auf diesen Zweck hinarbeitete, wurde endlich der Prinz Eduard selbst, eben zur Zeit, da er die Regierung antrat. Die Königin und ihr Geliebter hielten sich seit einiger Zeit in der Festung Nottingham auf, wo sie sich, da ihnen das Bewußtseyn ihrer Handlungen keine Sicherheit versprach, stark bewachen ließen. Aber die stärkste Wache war hier vergebens. Einige Freiherrn kamen mit ihrem Gefolge durch einen unterirdischen Gang, den ihnen der Befehlshaber der Festung heimlich geöffnet hatte, in dieselbe, drangen sogleich in das Zim-

mer, wo sich die Königin und ihr Liebling befanden, und nahmen den letztern von ihrer Seite weg, in Verhaft. Er ward in der Folge ohne alles Verhör, und ungeachtet des jammervollen Bittens der Königin zum Tode verurtheilet, und nicht weit von London an den Galgen gehenkt. Eben dasselbe Urtheil ward über die beiden Mörder des Königs ausgesprochen, die aber, wie bereits eben gemeldet worden, die Flucht ergriffen. Die Königin kam mit einem jährlichen Gehalte von 3000 Pfund Sterling lebenslänglich auf die Festung Risings, und büßte im Zustande der Verachtung für ihren Ehrgeiz.

Eduard III, der nun das Königreich von dem verhaßten Gegenstande gereiniget hatte, bekam bald eine schöne Gelegenheit, die allgemeine Achtung, die ihm diese Handlung, und den Ruhm, den

ihm überhaupt seine Tapferkeit und Klugheit verschafften, noch zu vergrößern. In Schottland war Robert Bruce im Jahre 1329. verstorben, und sein Sohn David Bruce war ihm in der Regierung gefolgt. Aber noch vor seinem Tode hatte Robert die englischen Freiherrn gegen sich aufgebracht. Im letztern Frieden war ausgemacht worden, den englischen Freiherrn sollten ihre Güter in Schottland, den schottischen ihre Besitzungen in Engelland wieder eingeräumt werden. Die Engelländer hatten diese Bedingung genau, Robert Bruce aber gar nicht erfüllt. Unter denjenigen, welchen ihre Besitzungen vorenthalten worden, befand sich auch der Lord Beaumont, der einen Anspruch auf die schottische Grafschaft Buchan hatte. Voll Aergers über das Unrecht suchte er eine Gelegenheit, sich

zu rächen, und fand sie bald. In Frankreich lebte damals Eduard Baliol, ein Sohn Johanns, des ehemaligen Königs von Schottland. An diesen wandte sich Beaumont, und setzte ihm so lange mit Vorstellungen zu, bis er, durch die schöne Hoffnung, den Thron seines Vaters wieder besteigen zu können, mächtig begeistert, in Verbindung mit mehrern englischen Freiherrn die Waffen ergriff. Gern hätte der König von Engelland diesen günstigen Zeitpunkt ergriffen, durch öffentliche Theilnahme an diesem Handel Schottland seiner Oberherrschaft wieder zu unterwerfen. Allein das Versprechen, das er im letzten Frieden dem Pabste hatte thun müssen, 20,000 Pfund zu bezahlen, wenn er denselben in vier Jahren wieder bräche, hinderte ihn. Baliol trat also ohne Hülfstruppen von ihm mit einer Schaar

von 3000 Mann den abendtheuerlichen Zug an, landete im Jahre 1332. bei Five, drang unter beständigen Gefechten plötzlich in das Königreich ein, und setzte die fliehenden Feinde durch seine Geschwindigkeit und durch seine Siege so sehr außer Fassung, daß seine Eroberung des Königreichs beinahe nicht viel später erfolgte, als seine Ankunft daselbst. Ohne großen Widerstand unterwarf sich ihm beinahe alles. Er wurde hierauf zu Scone feierlich zum Könige von Schottland gekrönet.

Aber das Glück, welches seine Geschenke oft so unvermuthet geschwind ertheilet, und eben so geschwind wieder entzieht, kehrte auch dem neuen Könige bald wieder den Rücken. Douglas, ein Bruder desjenigen, der einst Anspruch auf die englische Krone gemacht hatte, sammelte geschwind eine Armee, und nöthigte

ihn nach einem für ihn unglücklichen Treffen, zum Könige von Engelland seine Zuflucht zu nehmen.

Zum Glücke war der Termin des Versprechens, welches Eduard III. dem Pabste gethan hatte, bereits geendiget. Ohne Bedenken nahm er daher den Vertriebenen öffentlich in seinen Schutz, besonders da Baliol sich gegen ihn erbot, ihm öffentlich zu huldigen. Geschwind zog er, nachdem ihm das Parliament die nöthigen Hülfsgelder bewilliget hatte, Truppen zusammen, setzte dieselben in Marsch, und belagerte Berwik. Da die Schotten diese Festung in Gefahr sahen, und zum Entsatze heraneilten, kam es im Jahre 1334. zu einem entscheidenden Treffen. Die Schotten erlitten in demselben eine gänzliche Niederlage. Auf diesen Schlag fiel auch die Festung. Baliol drang

nun mit siegreicher Hand immer weiter, bis sich ihm alles neuerdings unterwarf. Man versammelte zu Edimburg ein Parliament, welches ihn zum Könige von Schottland erklärte. Er aber erkannte zur Dankbarkeit wegen der geleisteten Hülfe die Oberherrschaft der englischen Krone feierlich an, und trat derselben Berwik, Dunbar, Roxborough, Edimburg, und alles schottische Gebiet gegen Südost für ewige Zeiten ab.

Aber Baliol hatte sich durch englischen Beistand auf den schottischen Thron geschwungen, und die Schotten haßten die Engelländer. Kaum hatten sich diese entfernt, so standen sie auf, und suchten mit den Waffen in der Hand der verhaßten Herrschaft sich zu entledigen. Zweimal sah sich der König von Engelland genöthiget, eine Armee nach Schottland abzu-

schicken, und jedesmal wagten die Schotten nach dem Abzuge der siegenden Truppen den kühnen Versuch von Neuem, und zwar jederzeit mit gutem Erfolge. Endlich zog eine andere Gelegenheit Eduards Aufmerksamkeit auf sich, und machte ihn Schottland vergessen.

In Frankreich war Karl der Schöne im Jahre 1328. gestorben, ohne einen männlichen Leibeserben zu hinterlassen. Philipp von Valois folgte ihm als ein Enkel Philipps des Schönen auf dem Throne, und niemand zweifelte an der Rechtmäßigkeit dieser Handlung. Nur Eduard III, König von Engelland gerieth auf den seltsamen Einfall, er habe als ein Sohn Isabellens, einer Tochter Philipps des Schönen, und Schwester der drei letztern Könige einen nähern Anspruch auf die französische Krone.

Dieser ehrgeizige und unternehmende Fürst segelt mit einer mittelmäßigen Zahl englischer Truppen nach Flandern ab, und eröffnet den Krieg gegen Frankreich sogleich mit wichtigen Siegen. Ein Waffenstillstand, der hierauf geschlossen wird, dauert nicht lange. Der Graf von Montfort fasset den Anschlag, sich eigenmächtig in den Besitz der Provinz Bretagne zu setzen, und bittet den König von Engelland um seinen Beistand. Als dieser Plan entdeckt, und der Graf deswegen in Verhaft gesetzt wird, führet seine Gemahlin das Vorhaben aus. Eduard unterstützet sie, und nun fängt der Krieg von Neuem an. Indessen geht auch die Zeit des Waffenstillstandes zu Ende, und Eduard erscheinet zu Morbian bei Vannes mit einem Heer von 12000 Mann. Eine geraume Zeit streiten beide Partheien mit abwech-

selndem Glücke, welches sich jedoch öfter den Engelländern günstig erzeigt, als den Franzosen. Im Jahre 1346. geschieht endlich jene merkwürdige Schlacht bei Crecy, worin es 30,000 Mann Engelländer mit 120,000 Franzosen aufnehmen. Die außerordentliche Tapferkeit des Prinzen von Wallis machet sie zum Vortheile der Engelländer entscheidend, und Eduard gehet hierauf siegeprangend nach Calais, schließet diese Festung ein, und bezwinget sie endlich durch Hunger.

Indessen, da dieses in Frankreich vorgieng, hatten die Schotten zu Hause ihr Haupt wieder emporgehoben; David Bruce, der ehe nach Frankreich hatte fliehen müssen, war wieder zurückgekommen; und nun, da seine Landsleute den König von Engelland, fern von seinem Vaterlande in einem Krieg mit Frankreich

verwickelt, und sein Königreich sich selbst überlassen sahen, fielen sie mit der Hoffnung eines französischen Beistandes mit einem zahlreichen Heer in die englischen Grenzen ein. Eigentlich war der König von Frankreich selbst der geheime Urheber dieses Feldzuges. Denn da Eduard eben um diese Zeit Calais belagerte, dem Könige von Frankreich aber um die Erhaltung dieses wichtigen Platzes, den man als den Schlüssel ins Innere des Königreiches betrachten konnte, ungemein viel gelegen war, so bewog dieser den schottischen König, David Bruce, durch Vorstellungen und Versprechen, einen Einfall in Engelland zu unternehmen. Da sah die Welt bei seinem Einbruche unvermuthet ein seltenes Beispiel von heroischer Größe an einer Frau. Da es bei der Entfernung des Königs an einem geschickten

und muthigen Anführer fehlte, übernahm die Königin Philippa, eine gebohrne Gräfin von Hennegau großmüthig den Oberbefehl, und stellte sich an die Spitze des Heeres. Die bewundernswürdige Unerschrockenheit einer Frau erweckte in ihren Leuten mächtig das Gefühl der Ehre, und mit demselben einen unerschütterlichen Muth. Als sich daher beide Heere bei Nevilles trafen, und den Streit begannen, schlugen die Engelländer mit einem so rasenden Ungestüme darein, und harrten mit einer so eisernen Standhaftigkeit aus, daß die weit zahlreichere Armee der Schotten nach einer äußerst blutigen Niederlage gezwungen war, in größter Eile das Feld zu verlassen. Bruce selbst gerieth mit vielen seiner Freiherrn und Ritter in feindliche Gefangenschaft. Philippa führte ihn hierauf im Triumphe nach London.

Da diese Gefahr nun abgewendet war, konnte Eduard seinen Krieg mit Frankreich ohne Besorgniß fortsetzen. Eine Pest, welche sich im Jahre 1349. durch ganz Europa verbreitete, in der Folge ein neuer Einfall der Schotten, und mancher andere Umstand unterbrach zwar denselben mehrmalen, aber jederzeit wurde er wieder erneuert. Zuletzt entschied das Treffen bei Poitiers im Jahre 1356. wieder zum Vortheile der Engelländer. Das Gefecht war von beiden Seiten äußerst hitzig; doch durch die vortrefliche Anordnung des Prinzen von Wallis war alle Tapferkeit der Franzosen fruchtlos, und sie erlitten eine gänzliche Niederlage. Der König Johann selbst ward gefangen genommen und nach Engelland geführt.

Indessen beunruhigt den König die Sehnsucht nach seiner Freiheit, ungeachtet

der großen Ehrenbezeugungen, womit man ihn in seiner Gefangenschaft auszeichnete, immer stärker, und verleitete ihn zuletzt, einen Friedensvergleich zu unterzeichnen, worin er alle französische Provinzen, welche einst Heinrich III, König von Engelland und seine beiden Söhne besessen hatten, für ewige Zeiten an Engelland abzutreten versprach.

Aber mit Recht schien dieser Vergleich dem Dauphin und den Ständen von Frankreich zu hart und erniedrigend, als daß sie es bei demselben hätten sollen bewenden lassen. Sie erklärten ihn öffentlich für ungültig, und der Krieg fieng daher wieder an. Eduard erschien mit 100,000 Mann zu Calais, und drang unter beständigen Verwüstungen derjenigen Oerter, durch welche er zog, bis nach Paris. Frankreich befand sich damals in einem

solchen Zustande, daß es ihm nicht sogleich ein eben so großes, am allerwenigsten ein eben so siegreiches Heer entgegen stellen konnte. Aber die Großen setzten ihm etwas anders entgegen, was manchmal auch die schärfsten Waffen nach und nach stumpf machet, eine eiserne Standhaftigkeit, und den festen patriotischen Vorsatz, die Erfüllung der schimpflichen Friedensartikel nie zuzugeben. Da Eduard sah, daß er vergebens nach diesem Ziele ringe, vergebens Menschenblut und Geld verschwende, stimmte er endlich seinen Ton herab. Der Friede wurde im Jahre 1360. zu Bretigni geschlossen. Eine Summe von anderthalb Millionen Pfund Sterling, welche der König von Frankreich zu erlegen versprechen mußte, verschaffte ihm seine Freiheit. Eduard that Verzicht auf den französischen Thron, dafür räumte

man ihm aber die unumschränkte Herrschaft über Guienne, Poitou, Xaintoigne, Agenois, Perigord, Limonsin, und andere nahe gelegene Bezirke ein, welche Länder er hernach unter dem Titel eines Fürstenthums seinem Sohne verlieh. Auch Calais war darunter begriffen, welcher wichtige Platz seit dieser Zeit länger als zweihundert Jahren in den Händen der Engelländer blieb. Johann mußte auch seiner Verbindung mit Schottland entsagen, dessen König David kurz vorher gleichfalls gegen ein Lösegeld von 100,000 Pfund Sterling war in Freiheit gesetzt worden.

Doch das Glück, welches dem Könige von Engelland diese neuen Länder zugeworfen hatte, zeigte ihm bald wieder seine Unbeständigkeit. In weniger als zweien Jahren war bis auf Calais und einen andern geringen Theil alles wieder verloren.

In Castilien hatte das schlechte Betragen des unwürdigen Königs, Peters des Grausamen eine fürchterliche Verschwörung erweckt. An der Spitze einer mächtigen Volksparthei bestrebte sich sein natürlicher Bruder, Heinrich von Transtamare, ihn vom Throne zu stürzen. Jede Parthei sah sich um eine auswärtige Unterstützung um, und erhielt sie. Dem letztern leistete der König von Frankreich, Petern dem Grausamen der Prinz von Wallis Beistand. Auch in diesem Kriege begleitete den Prinzen, der die englische Armee anführte, sein gewöhnliches Glück. Peter ward in kurzer Zeit in seine Würde wieder eingesetzt. Aber dieser bösartige Fürst, dem Dankbarkeit, Treue und Redlichkeit fremd waren, dem es bereits zur Natur geworden war, jede Ungerechtigkeit mit kaltem

Blute zu begehen, bezahlte den englischen Truppen den versprochenen Sold nicht. Der Prinz sah sich genöthiget, die Hülfsmittel zu einem so kostspieligen Kriege von seinen Unterthanen in Guienne zu erpressen, und weckte dadurch in ihren Gemüthern eine Unzufriedenheit auf, welche bald in allgemeines Murren, und in den lauten Wunsch ausbrach, sich dieses drükkenden Zustandes zu entledigen.

Diese laute Unzufriedenheit der Unterthanen war dem Könige von Frankreich erwünscht. Daß er dem Könige von Engelland in dem Frieden zu Bretigni Guienne und andere beträchtliche Provinzen überlassen müssen, war für ihn ohnehin eine Kränkung, die er nicht vergessen konnte. Zum Glücke für ihn war die Abtretung aller dieser Länder noch nicht förmlich geschehen. Mit offenen Armen nahm er da-

her die Klagen der Einwohner von Guienne auf. Gleich als wäre er noch rechtmäßiger Herr dieses Landes, und der Prinz von Wallis sein Vasall, foderte er ihn an seinen Hof zu Paris, damit er sich über sein Verfahren mit seinem Bundesgenossen verantworte. Der Prinz erschien nicht, und so erhob sich aufs Neue ein ernsthafter Krieg. Dieser schlug für die Engelländer so unglücklich aus, daß sie in weniger als zweien Jahren alle Besitzungen in Frankreich bis auf Bayone, Bourdeaux und Calais wieder verloren.

Die unseligen, größtentheils ungerechten Kriege des Königs von Engelland hatten ihn während seiner Regierung öfter genöthiget, von der Nation Beyträge an Geld zu verlangen. Selbst ohne Bewilligung des Parliaments legte er derselben oft genug drückende Abgaben auf; Grund

genug zum lauten Mißvergnügen des Volkes. Aber Eduard gab noch mehr Blößen als diese, und vergrößerte dadurch die Unzufriedenheit. Anstatt die öffentlichen Gelder, die er entweder durch Bewilligung oder durch Erpressung erhalten hatte, dazu, wozu man sie ihm gereichet hatte, zu verwenden, verschleuderte er einen großen Theil derselben mit Lustbarkeiten und andern nichtswürdigen Dingen. Von den Vorzügen einer damals berühmten Dame bethört, vergaß er die Pflichten, welche sein Stand ihm auflegte, nahm sich um kein öffentliches Geschäft mehr an, und überließ unthätig die Regierung der Willkühr seines Sohnes, des Herzoges von Lancaster. Eine solche Unthätigkeit ist desto schädlicher, je eifersüchtiger eine Nation auf ihre Rechte und Freiheiten ist; der Regent verlieret die ihm gebührende

Achtung, mit der Abnahme derselben wächst der Gegenparthei verhältnißmäßig der Muth, und dadurch leidet nicht nur sein persönliches, sondern das königliche Ansehen überhaupt einen empfindlichen Stoß. Das Haus der Gemeinen benützte jetzt die Schwäche des Königs zu seinem eigenen Vortheile. Schon seit der Zeit, da dasselbe unter Eduard I. befestiget worden, wußte es sich durch ein wirksames Mittel wichtig zu machen. Es fieng an, wenn der König neue Geldsummen foderte, Bittschriften zur Abstellung seiner Beschwerden zu übergeben, und die Erfüllung seiner Wünsche zur Bedingniß zu machen, unter welcher allein es ihm die verlangten Summen bewilligen wollte. Seit dieser Zeit wurde der Muth der Gemeinen immer kühner, die Zahl ihrer Foderungen immer größer. Die Könige sahen sich die meisten

male genöthiget, ihr Gesuch zu bewilligen, und so erhielten nach und nach ihre Bitten beinahe das Ansehen und die Kraft förmlicher Gesetze. Es ist daher leicht zu glauben, daß auch Eduard, der so oft Geld nöthig hatte, und sich überdieß vieler Uebertretungen des großen Freibriefes bewußt war, der Macht eines von seiner Freiheit begeisterten Korps nachgeben mußte. Kaum hatte er neuerdings eine Summe Geldes gefodert, als das Haus der Gemeinen in Vereinigung mit den Freiherrn sich mit allem Ernst und Nachdrucke über die bisherige schlechte Regierung beschwerte. Der König, wollte er es je mit seiner Nation nicht verderben, mußte seine Geliebte, Alice Pierce, deren Einfluß bisher so viel Groll erwecket hatte, nebst mehrern andern Günstlingen von seinem Hof entfernen, und die

Staatsverwaltung dem Herzoge von Lancaster abnehmen. Und was für das königliche Ansehen nach den damaligen Begriffen noch weit bedenklicher war, er mußte im Jahre 1341. eine Verordnung des Parliaments genehmigen, daß künftig die königlichen Minister vor dem Parliamente verantwortlich seyn, und so lange, als sie in Untersuchung wären, als Privatpersonen betrachtet werden sollten.

Je öfter Eduard die Freiheiten der Nation verletzte, desto öfter mußte er dieselben bestätigen, und die Geschichte weiset bis zu dieser Zeit keinen König in Engelland auf, unter welchem dieses so oft geschehen war. Aber eben darum genoß die Nation bisher nie eine wahre Freiheit. Die Freibriefe, schlechterdings durch die Noth erpreßt, waren größtentheils nur Palliative auf die schmerzenden

Wunden, waren nur Komplimente, welche die Könige der Nation machten, damit ihnen Habe und Gut derselben zu ihren Absichten desto gewisser zu Diensten stehe. Aufrichtiger Wille, sie zu beobachten, war bei den Königen nie vorhanden; denn in der Absicht, der Nation gewisse Rechte im Ernst einzuräumen, hatten sie dieselben nie gegeben. Indessen führten die Könige mit Hülfe des Parliaments doch wichtige Dinge aus, welche im Grunde nicht bloß zu ihrem eigenen Besten, sondern auch zur Wohlfahrt der Nation gereichten. So erklärte das Parliament im Jahre 1367, der König Johann I. sei nie berechtiget gewesen, die Unabhängigkeit der englischen Krone zu veräußern, und hob hiermit den schimpflichen Lehenstribut auf, den bisher Engelland an den römischen Bischof hatte entrichten müssen. Schon zuvor

ward durch eine Verordnung vom Jahre 1343. bei Lebensstrafe verboten, päbstliche Provisionen auf geistliche Pfründen in Engelland anzunehmen. Um dem schädlichen Luxus Einhalt zu thun, verordnete das Parliament: wer nicht jährlich mehr als hundert Pfund Einkünfte habe, sollte kein Gold, kein Silber und keine Seide an seiner Kleidung tragen, und ein Bedienter sollte nicht öfter, als einmal des Tages Fleisch oder Fische essen. Um die inländischen Wollenmanufakturen emporzubringen, ward ein Gesetz gegeben, daß künftig keinem Menschen erlaubt seyn sollte, andres Tuch, als welches in Engelland selbst verfertiget worden, zu tragen. Es war endlich eine sehr wohlthätige Verordnung des Parliaments, daß es dem Könige das Recht, Räuber zu begnadigen, absprach, dessen Ausübung bisher bei der

großen Raubsucht des Adels so viele Unordnungen erzeugt hatte.

Nach Eduards Tode, der im Jahre 1377. erfolgte, konnte sein Prinz Richard II; (denn der Prinz von Wallis war schon vor seinem Vater gestorben) seines jungen Alters wegen das Staatsruder noch nicht selbst führen. Da überreichte das Haus der Gemeinen den Freiherrn eine Bittschrift, daß man zur Erziehung des jungen Königs neun Männer ernennen, und denselben zugleich die Verwaltung des Staats übertragen möchte. Es wurde daher ein besonderer Regierungsrath zusammengesetzt. Aber im Grunde blieb doch der entscheidendste Einfluß in alle Staatsgeschäfte bei den drei Oheimen des verstorbenen Königs, den Grafen von York, Glouceſter und Lancaster; letzterer

hatte die größte Gewalt, und war eigentlich Regent.

Die Verweser des Reichs hatten einen harten Stand. Der Krieg mit Frankreich, der unter dem verstorbenen König seinen Anfang genommen hatte, war unter der gegenwärtigen Regierung noch nicht geendiget. Der Herzog von Lancaster machte Anspruch auf die Krone von Castilien, und erweckte dadurch einen neuen. Ueberdieß wachte auch der Krieg der Schotten gegen Engelland von Neuem auf. Um die Kosten zu so vielen Unternehmungen zu gleicher Zeit herbeizuschaffen, waren außerordentliche Hülfsmittel nöthig. Das Parliament fand keinen andern Ausweg, als eine neue Steuer. Jede Person, die das funfzehnte Jahr ihres Alters zurückgelegt hat, sollte vier Pence bezahlen. Dieß traf den Reichen so, wie den Armen,

und erregte eben der Unverhältnißmäßigkeit wegen den Unwillen des letztern. Man trieb die Steuern mit unerbittlicher Strenge ein; dieß vergrößerte das Mißvergnügen.

Die Steuerinnehmer kommen in einem Dorfe der Provinz Essex in das Haus eines Hufschmiedes, und fodern die Kopfsteuer für seine Tochter. Der Vater versichert, sie habe noch nicht funfzehn Jahre, und einer von den Steuersammlern ist unbescheiden genug, es auf einen Beweis, der gegen alle Ehrbarkeit anstößt, ankommen zu lassen. Muthwillig fällt er über das Mädchen her, und der Vater, in Raserei versetzt über die Unverschämtheit des Mannes, der seine Tochter entehren will, strecket ihn durch einen Schlag mit dem Hammer todt zur Erde. Sogleich brannte die Flamme des Aufruhrs in ganz Essex

lichterloh auf. Von dieser Gegend verbreitete sie sich mit unglaublicher Geschwindigkeit in die Grafschaft Kent, Sussex, Herefort, Surrey, Suffolk, Norfolk, Cambridge und Lincoln.

Zu einer gewaltsamen Veränderung der politischen Verhältnisse der englischen Nation, wie sie bisher bestanden, war ohnehin durch verschiedene Umstände alles reif geworden. So wie die Landleute, die bisher als Sklaven ihrer Herrn das Land bebauen mußten, die Bürger in den Städten zu Ansehen und Macht, und allmählig zu einem entscheidenden Einflusse in die Verwaltung des Staates gelangen sahen, wachte in denselben die Eifersucht, und mit derselben der Enthusiasmus auf, ihnen nachzustreben. Sie, welche die Wichtigkeit ihrer Geschäfte

fühlten, ohne welche der Staat nicht bestehen kann, betrachteten es als eine Unbilligkeit, daß sie den Städtern nachstehen sollten. Die Unzufriedenheit mit seinem gegenwärtigen Zustande, und der Wunsch, den Mächtigern gleich zu seyn, liegt ohnehin im menschlichen Herzen, und die Geschichte aller Jahrhunderte hat es bewiesen, daß, wenn ein Stand in irgend einem Stück emporrücket, der andere, minder mächtige gemeiniglich über kurz oder lang, durch Veranlassungen, welche sich selbst anbieten, oder durch offenbare Gewalt nachfolgt. Das Parliament beging den Fehler, den Landleuten ihr Gesuch zu erschweren. Dieß setzte sie in Erbitterung, und dieß weckte in ihnen die Liebe zur Freiheit noch heftiger auf. Um eben diese Zeit zog ein gewisser Johann Ball im Königreiche herum, und erhitzte

die ohnehin feurigen Köpfe durch öffentliche Reden, die er an das Volk hielt, von der natürlichen Gleichheit der Menschen noch mehr. Zudem gab damals auch Frankreich, wo die Bürger und Bauern mit den Waffen in der Hand ähnliche Plane nicht ohne Glück ausführten, ein verführerisches Beispiel. Auch ward entweder aus Vorsatz, um die Mißvergnügten recht in Gährung zu bringen, oder durch Zufall, wie dann der Ruf besonders in wichtigen Fällen nach und nach alles vergrößert, die ungegründete Nachricht ausgestreuet, die Regierung habe die Absicht, gegen die Bauern und gegen ihre Habschaft mit Feuer und Schwert zu wüthen. Alles griff daher zu den Waffen, und in kurzer Zeit stand ein Heer von mehr als 100,000 Mann da, welches bereit war, sich seine Freiheit mit Gewalt zu verschaffen.

Der gedachte Hufschmid, Wat Tyler genannt, war der erste, welcher einen beträchtlichen Haufen Aufrührer, die er selbst zur Ergreifung der Waffen ermuntert hatte, anführte. Wohin sie nur kamen, begiengen sie die abscheulichsten Grausamkeiten. Mord und Brand und Raub und Verwüstungen bezeichneten alle ihre Schritte; besonders stark empfanden ihre vorigen Herrn, und alle, die entweder ein obrigkeitliches Amt bekleideten, oder sonst auf irgend eine Art ihre Ergebenheit gegen die Regierung bisher geäußert hatten, ihre wüthende Rachsucht. Lichester, ein Schenkwirth aus Norwich, der eine Schaar Empörer anführte, zwang alle Edelleute, ihn auf den Knien zu bedienen. Wer sich so tief nicht herablassen wollte, ward ermordet. Ein anderer Haufe von 60,000 Mann drang unter der

wofern durch dieselben der ewigen Eidgenossenschaft kein Abbruch geschehe. Der Bürgermeister und Rath, wie auch die Zünfte und Bürger von Zürch erwarben sich durch diese Aufnahme in den Bund einen Anspruch auf den beständigen Schutz von Seite der übrigen Bundesgenossen. Auf den Fall, daß sich Zwiespalt zwischen Zürch und den übrigen Eidgenossen ereignen würde, trug man zum voraus auf eine gütliche Beilegung des Streits durch vier ehrbare Männer von beiden Partheien, oder wenn ihre Stimmen gleich ausfallen würden, auf den Spruch eines Obmannes an. Nachdem man alle diese Punkte beiderseits ins Reine gebracht, und überdieß festgesetzt hatte, daß der Bund ewig dauern, und alle zehn Jahre erneuert werden sollte, wurde die Urkunde in den ersten Tagen

des Monats May besiegelt, und der Inhalt derselben von beiden Theilen beschworen.

Dieser Bund wurde indeß ein neuer Beweggrund für den Herzog von Oesterreich, die Stadt Zürch zu bekriegen. Im Monat August fand er sich mit einem starken Gefolge in der Stadt Brugk ein. Dahin berief er nach wenigen Tagen alle seine Dienstmannen, Vögte und Amtleute aus der umliegenden Gegend; auf diesem Landtage klagte er heftig über die Treulosigkeit der Zürcher, und über die Härte, womit sie gegen sein Land, und besonders gegen die Stadt Rapperschwyl verfahren seien. Die ganze Versammlung fand seine Beschwerden gerecht. Alle kamen darin überein, das Betragen der Stadt Zürch verdiene eine empfindliche Züchti-

gung; alle versprachen, den Krieg wider sie mit dem Herzoge zu führen.

Sobald der Herzog diese ihm erwünschte Gesinnung des Landtages vernommen hatte, ließ er die Abgeordneten, welche die Stadt Zürch zu ihm geschickt hatte, um ihn nach seiner Ankunft zu Brugk zu bewillkommen, vor sich kommen, und foderte die Wiederaufbauung von Alt- und Neurapperschwyl, Zurückstellung alles Abgenommenen, Genugthuung, und Schadloshaltung für ihn und sein Volk. Da die Abgeordneten diesen Antrag im Namen ihrer Stadt verwarfen, rüstete er sich zum Kriege.

Eine Zeit lang behielten beide Partheien das Schwert noch in der Scheide. Auf das Zureden einiger Großen ließ sich der Herzog in Betrachtung, daß es ihm zur längern Führung des Krieges ohnehin

noch an hinlänglichen Mitteln fehle, gefallen, daß der Streit durch Schiedrichter beendiget werde. Die Schiedrichter bewiesen sich als Freunde des Herzoges; ihr Ausspruch war ihm günstig; alles, wodurch zuvor die Macht des Hauses Oesterreich zu Lucern und auf den schweizerischen Höfen war eingeschränkt worden, vernichtete derselbe; alles, was die von Zürch wider die Urheber der Mordnacht, und wider die Theilnehmer an derselben verhängt hatten, erklärte er für einen widerrechtlichen Unfug. Die Eidgenossen hatten dieses Urtheil zwar angenommen, und, wiewohl ungern, die Beobachtung desselben eidlich versichert. Aber vieles war darin in zweideutigen Ausdrücken abgefaßt, und bald brach die Mißhelligkeit wieder von Neuem aus. Jede Parthei fand, (wie es leicht ist, zu finden, was

geflissentlich aufgesucht wird) einen Stoff zu Vorwürfen gegen die andere. Die österreichische klagte über die Schweizer, daß sie den Spruch in gewissen Stücken verletzt hätten, die Schweizer gegen die österreichische, daß sie den Sinn desselben zu weit, und nach ihrer Willkühr ausdehne. So stieg die Zwietracht fast täglich, und mit derselben die gegenseitige Erbitterung, bis endlich die Schweizer zuerst losbrachen, und mit den Feindseligkeiten den Anfang machten.

In diesem Kriege zogen dem Herzoge nach geschehener Auffoderung alle seine Lehenleute und Unterthanen zu; nur die Einwohner von Glaris schlugen ihm ihre Theilnahme ab. Dieses Volk war nach uralter Verfassung zu keinem andern Kriegszuge verbunden, als wenn es sein eigenes Land galt. Freiwillig war es

schon einmal mit den Herzogen nach Colmar gezogen; aber man hatte ihm, wie denen von Lucern den versprochenen Sold nicht bezahlet. Außer dieser Ursache zum Mißvergnügen hatten aber die Glarner noch andere, oder glaubten sie wenigst zu haben. Zu deutlich hatten bisher die Herzoge verrathen, daß sie nur damit umgehen, den Landleuten ihre Freiheiten zu entreißen. Das Land war seit undenklichen Zeiten von dem Meyer der gefürsteten Abtissin zu Seckingen, einem von der Gemeinde erwählten Landamman, und einem Rath angesehener Männer verwaltet worden. Die Herzoge hoben die Würde eines Landammans auf, und anstatt die Verwaltung in den Händen eines Inländers zu lassen, stellten sie Ausländer als Landvögte über die Glarner auf. Als die Urkunden ihrer Freihei-

ten durch einen Brand waren vernichtet worden, konnten es diese schlechterdings nicht dahin bringen, daß die Herzoge sich bei dem Kaiser und in dem Stift um die Erneuerung derselben verwandten. Alles dieses hatte sich zum Nachtheile des Herzoges tief in ihre Herzen gedrückt, und bewog sie, dem Herzoge sein Gesuch abzuschlagen.

Als dieser eine ihm so nachtheilige Stimmung ihrer Gemüther wahrnahm, beschloß er, Kriegsvolk in Glaris einzulegen, damit nicht die widrige Gesinnung der Einwohner seine Fortschritte gegen die Zürcher hemme. Auch war er gesonnen, die benachbarten Länder Uri und Schwyz durch Feindseligkeiten zu beunruhigen. Wenn sie genug mit sich selbst zu thun haben würden, dachte er, würden sie nicht im Stande seyn, den Zürchern Beistand

zu leisten. Zu seinem Unglück erfuhren die von Schwyz, Uri, Unterwalden und Zürch seinen Anschlag eher, als er ihn ausführen konnte. Ohne Verweilen brachen sie auf, und kamen ihm zuvor. Mitten im Winter nahmen sie Glaris gegen alle Erwartung ein. Die Einwohner, anstatt sich gegen einen solchen Einbruch zu wehren, betrachteten die Ankömmlinge vielmehr als ihre Retter, und nahmen sie freudig auf. Dem Landvogte von Glaris, Walther von Stadion, blieb keine andere Wahl übrig, als sich entweder, treulos gegen seinen Herrn, den Schweizern zu unterwerfen, oder die Flucht zu ergreifen. Er wählte das letzte, und zog sich nach Wesen im Gaster.

Von dieser Stund an gelobten die Glarner den Schweizern den Frieden; diese hingegen versprachen ihnen eidlich,

jede nachtheilige Folge, welche ihnen dieser Schritt zuziehen könnte, zu hindern. 200 Mann von Glaris zogen hierauf mit ihnen nach Zürch, um diese Stadt zu besetzen.

Aber unvermuthet brach Walther von Stadion mit einem streitgierigen Heer im Jahre 1352 mitten im Winter auf. Sein Vorhaben war, sich des Landes Glaris durch einen plötzlichen Ueberfall zu bemächtigen. Seiner warteten die Einwohner, die sich auf die erste Nachricht von seiner Annäherung unter die Waffen begeben hatten, auf dem Rätifeld, ausgerüstet mit hohem Muth, und begeistert von dem Gedanken, daß sie im Begriffe seien, für Vaterland, für Freiheit, für ihre Güter, Weiber und Kinder zu fechten. Nachdem beide Partheien eine Zeit lang mit ungewissen Aus-

sichten gestritten hatten, fiel endlich Walther von Stadion; an seiner Seite kamen viele andere aus dem Adel um; sein Volk nahm erschrocken die Flucht; den Glarnern blieb die Ehre des Sieges.

Aber eine andere Folge dieses Krieges, noch weit nützlicher, als die Ehre des Sieges, war diese, daß das Beispiel dieser Gefahr die Glarner vorsichtig weitere Gefahren befürchten lehrte, und sie bewog, ihre Sicherheit durch auswärtigen Schutz zu befestigen. Sobald sie nach Hause gezogen waren, und die erquickende Wonne fühlten, ihr Vaterland, ihre Freiheit, ihre Güter, Weiber und Kinder gerettet zu sehen, sandten sie zu den Schweizern, und baten sie um die Aufnahme in den ewigen Bund. Dieses Gesuch wurde ihnen bewilliget. Also

trat auch Glaris in die Eidgenossenschaft ein; doch, wie die übrigen Oerter gethan hatten, mit Vorbehalt aller rechtmäßigen Herrschaft und Einkünfte des Herzoges. Auch der Abtissin blieben ihre Gerechtsamen unangetastet.

Während daß dieses in Glaris vorgieng, war viel Kriegsvolkes aus Basel und Straßburg gegen Zürch herangezogen, und hatte sich im Angesicht dieser Stadt gelagert. Da diese Truppen ihr unaufhörlich durch kleine Unternehmungen Schaden zufügten, so beschloß der Bürgermeister, sie geschwind anzugreifen, und, wo möglich, über den Haufen zu werfen, ehe sie Zeit hätten, sich zu verstärken. Aber seine Hoffnung schlug fehl. Wider alles Vermuthen erblickte er an ihnen ein wohlgerüstetes Heer in guter Verfassung, bereit, es mit ihm

aufzunehmen. Unfähig, den Feinden mit seiner geringen Macht das Gleichgewicht halten zu können, richtete Rudolf Brun seinen Marsch in eine andere Gegend, nahm die Burg Freudenau weg, und gieng über die Limmat bis nach Birmenstorf. Als er aber von da nach Tätwyl, einem unweit Baden gelegenen Orte gekommen war, stand Burkard von Ellerbach, der angesehnste Feldherr des feindlichen Heeres, mit zahlreichem Volke bereits in dieser Gegend. Unverrathen, was einem Feldherrn selten gelinget, hatte er sie erreichet. Die Zürcher waren bereits von den Feinden umgeben, ehe sie das geringste von ihrer Ankunft erfuhren. In welche außerordentliche Bestürzung diese unvermuthete Gefahr sie versetzte, ist mit Worten nicht auszudrücken. Rudolf Brun, vor Schrecken aus aller

Fassung gebracht, (in seinen Adern floß kein Heldenblut) entflieht heimlich nach seinem Landgute Schönenwerd, und überläßt feigherzig das Heer seinem Schicksale. In dieser doppelt gefährlichen Lage, da sich das Heer rings umher von dem Feind eingeschlossen, und überdieß von seinem Anführer verlassen sieht, übernimmt augenblicklich Rüger Manesse das Commando, und richtet theils durch sein Beyspiel, theils durch eine ermunternde Anrede den Muth seiner Landsleute wieder auf. Während dessen dringet der Feind von allen Seiten immer näher heran, und es beginnet nun die äußerst hitzige Schlacht bei Tätwyl. Ein mäßiges Heer von nicht vollen 1500 Mann hielt es unter diesem Feldherrn mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit gegen mehr als 4000 tapferer Krieger drei

Stunden lang bis in die Nacht aus. Die Zürcher fochten mit so entschiedenem Muth, und einer so unermüdeten Tapferkeit, daß endlich dem an Zahl überlegenen Feinde die Freiheit der Flucht noch ein Glück schien. Den letztem Ausschlag gaben 150 Landleute, welche, aufgeweckt durch das Feldgeschrei, in der größten Eile aus dem benachbarten Dörfern aufbrachen, und mit dem größten Ungestüm auf den Feind herabstürzten. Letzterer wurde bis an die Mauern der Stadt Baden getrieben; 6 Panniers erbeutete das siegende Heer.

Der unwürdige Bürgermeister, welcher sein Heer in der größten Noth furchtsam verlassen hatte, hätte allerdings verdienet, zugleich mit der allgemeinen Verachtung den schweren Arm der strafenden Gerechtigkeit zu empfinden. Al-

lein er wußte den Verdacht einer schimpf-
lichen Flucht durch eine Lüge von sich ab-
zuwälzen. Er gab vor, man habe ihm
aus Partheigeist nach dem Leben gestrebt;
die Pflicht der Selbsterhaltung habe ihn
genöthiget, sich zu entfernen. Dadurch
zog er sich aus dem Gedränge. Das
blinde, fanatische Volk, gewohnt, sich
durch jeden augenblicklichen Eindruck zum
Bösen, wie zum Guten hinreißen zu las-
sen, drängte sich mit zügellosem Enthusi-
asmus nach seinem Landgute hin, und
führte ihn, gleich als wäre er ein Märty-
rer für den Staat geworden, mit großem
Gedränge, und unter unbändigen Jubel-
geschrei in die Stadt zurück. Dort bestä-
tigte es ihm seine Würde auf die Zeit sei-
nes Lebens. Nie sollte der Niederträch-
tige wegen einer schlechten That der ver-
dienten Strafe entkommen. Ist einmal

ein solches Beispiel gegeben, wer kann hindern, daß andere nachfolgen?

Im folgenden Frühlinge begannen die Schweizer die Feindseligkeiten, ehe noch der Herzog hinlänglich gerüstet war. Nachdem sie in dem Aargau eingerückt waren, verwandelten sie an einem einzigen Tage Beromünster und sieben Dörfer durch Feuer in einen Aschenhaufen. Dagegen marschirten mehr als 1000 Oesterreicher nach Küßnacht, und steckten diesem Ort, nachdem sie ihn rein ausgeplündert hatten, in Brand. Als sie, mit Beute beladen, zurückgiengen, faßte ein unbedeutender Haufe von 42 Schweizern den kühnen Entschluß, der weit überlegenen Zahl die Beute zu entreißen. Herzhaft griffen sie an; siebenzehn wurden getödtet; die übrigen fünf und zwanzig fuhren fort zu fechten, ohne daß ein

einziger wich. Diese seltene Kühnheit machte den Feind stutzen, und führte ihn auf die Vermuthung, ein so auffallendes Wagestück sei nichts anders, als ein verstellter Angriff, welcher die Absicht habe, ihn so lange zu beschäftigen, bis ein im Hinterhalt verborgenes Heer Zeit haben würde, ihn mit stärkerer Macht im Rükken und von der Seite her anzugreifen. Ganz eingenommen von dieser Meinung ergriff also die ganze Schaar die Flucht.

Achtes Kapitel.

Versuch der Waldstädte, Zug in ihre Gewalt zu bringen. Beitritt dieser Stadt zu dem Schweizer Bunde. Absicht des Herzogs von Oestreich, den ganzen Bund zu sprengen. Friede zwischen ihm und den Verbundenen. Aufnahme der Stadt Bern in den ewigen Bund.

Unter denjenigen Umständen, welche den Bewohnern der Waldstädte während der Führung dieses Krieges gegründete Besorgnisse erweckten, war die Nachbarschaft der Stadt Zug einer der wichtigsten. Dieser feste, mit Mannschaft wohl besetzte Ort, welcher nebst einem großen umliegenden Bezirke die österreichische Herrschaft erkannte, war gewissermaßen

der Schlüssel in das eidgenössische Land. Von diesem Gebiet aus konnte die österreichische Parthei nicht nur manche kriegerische Operation der Waldstädte hemmen; sie konnte auch fast ungehindert in ihr Land eindringen, und es in die größte Gefahr setzen. Diese Betrachtung bewog sie zu einem Versuche, diese gefährliche Stadt in ihre Gewalt zu bringen. Die Einwohner waren eben in Partheien getheilt; die meisten von der Bürgerschaft waren zwar österreichisch gesinnet; aber der größere Haufen der Landleute war den Waldstädten wo nicht ergeben, doch wenigst nicht abgeneigt. In einer so günstigen Lage der Dinge, wo kein mächtiger Widerstand zu befürchten war, glaubte man eine Unternehmung auf Zug ohne große Schwierigkeit ausführen zu können. Diese Hoffnung bestärkte die

Bewohner der Waldstädte in dem Entschlusse, ihren Anschlag auszuführen. So setzten sie sich dann in hinlänglicher Zahl, 2000 Mann aus den Waldstädten, und 600 von Zürch, ohne Verzug in Bewegung.

Kaum war diese Mannschaft allmählig herangerückt, als fast alle um Zug wohnende Landleute ihr beifielen. Die Krieger näherten sich hierauf der Stadt Zug. Sie wurde aufgefodert, die Thore zu öffnen. Man ließ den Einwohnern wissen, man sei nicht gesonnen, dem Herzoge seine Herrschaft, oder den Einwohnern ihre Freiheit zu entreißen; es sei nur um die Erhaltung des Friedens an dieser Grenze zu thun. Ergebung werde ihnen Vortheil, Weigerung hingegen schrecklichen Schaden bringen. Zur Entschließung gewährte man ihn eine kurze Bedenkzeit.

Die Einwohner, besonders diejenigen, welche im Herzen dem Haus Oesterreich ergeben waren, befanden sich jetzt in großer Verlegenheit. Auf der einen Seite stand das eidgenössische Heer vor ihren Thoren, und fühlten sich unvermögend, seiner Uebermacht zu widerstehen; auf der andern hielt sie die Betrachtung der ihrem Herrn schuldigen Pflicht und besonders die Furcht vor dem Zorn desselben ab, ihre Treue zu brechen. In diesem quälenden Zustande der Gemüther benützten sie die kurze Frist, die ihnen zur Entschließung gegönnet war, und sandten Hermann, einen ihrer angesehensten Bürger zu dem Herzoge nach Königsfelden um schleunige Hülfe.

Der Herzog Albrecht belustigte sich daselbst eben um diese Zeit mit der Jagd. Der Abgeordnete schilderte ihm mit leb-

haften Farben die große Gefahr, in wel- cher die Stadt und die Bürger derselben schwebten; er versicherte ihn ihrer unver- brüchlichen Treue, er bat dringendst um schleunigen Beistand. Allein der stolze, vom Gefühl seiner Macht trunkene Herzog unterhielt sich während dieser Audienz mit seinen Jägern und Hunden, und hörte ihn kaum. Geht nur, sagte er endlich mit einer Miene voll Verachtung; es wird alles bald wieder erobert seyn.

Dieses unkluge Betragen hatte für den Herzog eine äußerst nachtheilige Fol- ge. Zu spät lehrte ihn die Erfahrung, daß auch der Schwächste nie zu verachten ist. Kaum erkannten die Einwohner der Stadt aus seiner Antwort, wie wenig Schutzes sie sich von ihm zu versprechen hätten, als sie, äußerst entrüstet über sei-

nen empörenden Stolz, den Eidgenossen die Thore öffneten. Der zweite Schritt, den sie thaten, war dieser, daß sie sich um die Aufnahme in den ewigen Bund bewarben. Nach kurzen Unterhandlungen sahen sie ihr Verlangen befriediget; sie traten in den Bund, doch, wie bisher alle andern Oerter, mit Vorbehalt aller Herrschaft und Einkünfte der Herzoge. So schützte sich allmählig ein Ort nach dem andern gegen eine willkührliche Macht des Hauses Oesterreich, und in dem Maaße, in welchem der Schweizerbund sich ausbreitete, sank die österreichische Macht in dieser Gegend immer tiefer.

Mit welchen Empfindungen der Herzog die Nachricht von diesem kühnen Schritte vernommen habe, läßt sich leicht beurtheilen. Dem, der auf seine Macht

pochet, ist es doppelte Kränkung, wenn er seinen Stolz durch den Schwächern gedemüthiget sehen muß. Eine Handlung, welche Albrecht als einen offenbaren Frevel betrachtete, verdiente in seinen Augen die strengste Züchtigung. Allein anstatt Mannschaft und Geld in einzelnen Kriegen gegen Zug und Glaris für einen ungewissen Erfolg aufzuopfern, gieng er vielmehr mit einem viel weiter ausgebreiteten Entwurf um. Ueberzeugt, daß die gesammte Macht der Eidgenossen jedes Unternehmen gegen einen einzelnen stets vereiteln werde, beschloß er, auf einmal eine außerordentliche starke Macht gegen die Stadt Zürch anrücken zu lassen, und mit derselben den ganzen Schweizerbund zu sprengen. Wäre einmal dieser vernichtet gewesen, so hätten sich Zug

und Glaris ohnehin nach dem Willen der Herzoge bequemen müssen.

Ein so grosses Unternehmen foderte einen außerordentlichen Zufluß an Geld und Mannschaft. Ersteres erpreßte er von seinen Unterthanen, denen er ungemein hohe Steuern und Abgaben auflegte; letztere führten ihm seine Vasallen und Freunde in großer Menge zu. Ludwig, Churfürst aus Brandenburg, Sohn des Kaisers Ludwigs aus Bayern, das ganze Haus Wälschneuenburg, das Haus Montfort, die Grafen von Würtemberg, Oettingen, Fürstenberg, Thierstein und Nellenburg, Eberhard von Kiburg, Baden=Hochberg, die Herzoge von Unslingen und von Teck, der Burggraf von Nürnberg, nebst 26 andern vornehmen Grafen und 5 Bischöffen zogen ihm zu. Ferners erschienen die von Freiburg, Ba=

sel, Straßburg und Schafhausen, inglei=
chen die Mannschaft von Bern, Erlach,
Bubenberg, Weißenburg, dann die von
Langenberg, von Oberland, Laupen und
Hasli, nebst ihren Bundesgenossen von
Peterlingen, Murten und Solothurn.
Mit allen diesen Leuten, 34,000 Mann
an der Zahl, einem zu selbiger Zeit unge=
wöhnlich großen Heere, lagerte sich der
Herzog in der dritten Woche, nachdem
Zug den Bund mit den Waldstädten ge=
schlossen hatte, vor Zürch auf den Anhö=
hen bei Höngk. Gegenüber beobachteten
die Eidgenossen an der Schanze auf dem
Zürchberge den Feind; die Zürcher selbst
verwahrten in ununterbrochener Wach=
samkeit, und in guter Verfassung die
Stadt.

So groß und geräuschvoll von Seite

der Herzoge die Anstalten zu diesem Kriege gewesen waren, so gering war der Erfolg ihrer Waffen. Die überlegene Zahl des Heeres drückte der Mangel an Lebensmitteln; sie war sich selbst zur Last. Dieses bemerkte der Churfürst von Brandenburg, und faßte den Entschluß, seine Parthei durch die Herstellung eines billigen Friedens aus dem Gedränge zu reißen. Die Schweizer nahmen seine Vermittelung an, und überreichten ihm ihre Vorschläge. Als sie aber am folgenden Morgen die Antwort erwarteten, fanden sie zu ihrem größten Erstaunen die ganze Gegend von dem Feinde geräumet. Nur die Berner standen noch in ihrem Lager in dem Gedanken, ein solcher Rückzug sei schimpflich. Da sie aber in der Folge bei kälterm Blut einsahen, daß ihre Standhaftigkeit bei dem allgemeinen Zurückzuge

der Uebrigen unnütz sei, verließen sie gleichfalls das Lager.

Der Friede wurde hierauf im Herbstmonate geschlossen. Darin versprachen beide Partheien, ihre Gefangenen loszulassen, und alle Eroberungen zurückzugeben. Lucern, Schwyz und Unterwalden sicherten dem Herzoge seine Rechte und Einkünfte in ihren Bezirken zu; die Eidgenossen überhaupt machten sich verbindlich, ferners keine Bündnisse mit österreichischen Städten und Ländern zu schließen, und Zürch und Lucern ins Besondere, keinen österreichischen Landleuten ihr Burgrecht zu geben. Der Graf Johann von Habsburg-Rapperschwyl wurde in Freiheit gesetzt. Alle Bundesverträge, Freiheiten, Herkommen und Rechte wurden vorbehalten. So rette-

ten die Schweizer aufs Neue ihren Bund, und ihre Freiheit!

Anstatt daß es den Herzogen gelang, diesen verhaßten Bund zu vernichten, sahen sie ihn vielmehr zu ihrem größten Verdruß um eben diese Zeit sich vergrößern. Der Fall hatte sich wohl schon ereignet, daß die von Bern eines Bündnisses wegen sich genöthiget sahen wider ihren Willen einen Krieg gegen die Eidgenossen gemeinschaftlich mit andern zu führen, und daß ein solcher Fall auch künftig zuweilen eintreten dürfte, ließ sich nicht ohne Grund befürchten. Beiden lag daran, dieses zu ändern: den Eidgenossen, damit sie nicht an den Bernern ferners einen gedungenen Feind finden möchten; denen von Bern, damit sie nicht weiter genöthiget seien, ihr Blut gegen ihre Neigung zu verspritzen. Mit

dieser Gesinnung schickten beide im Jahre 1353 Abgeordnete nach Lucern, um dort durch sie über die Aufnahme der Stadt Bern in den ewigen Bund zu unterhandeln. Diese kam sehr bald, als eine Sache, die ohnehin durch das beiderseitige Interesse befördert wurde, unter folgenden Bedingnissen zu Stand: Die von Bern versprachen, die drei Waldstädte auf Verlangen jederzeit und überall zu vertheidigen; eben dieses versprachen die Waldstädte den Bernern. Auch denen von Zürch und Lucern sagten die Berner ihren Beistand zu, so oft die Eidgenossen sie dazu auffodern würden; dagegen machten sich auch die Zürcher und Lucerner verbindlich, ihnen Hülfe zu leisten, und zwar auf eigene Kosten. Allgemeine Kriege beschloß man auf gemeinschaftliche Kosten zu führen. — Auf sol-

che Art erweiterte sich die Eidgenossenschaft immer mehr, und die Macht derjenigen sieben Oerter, welche bisher im ewigen Bund sich einander vereiniget hatten, nämlich der Länder Schwyz, Uri, Unterwalden, Lucern, Zürch, Glaris und Zug wurde nun durch den wichtigen Beitritt Berns, als des achten bundesverwandten Ortes ansehnlich verstärket. Die Schweizer erwarben sich durch diese Vereinigung Achtung und Ehrfurcht von Seite derjenigen, welche billig dachten; aber auch Furcht und Haß von Seite jener Großen, deren Herrschsucht sich durch ihr festes Zusammenhalten beschränkt glaubte.

Neuntes Kapitel.

Neue Versuche der Herzoge von Oestreich, die Bundesstädte zum Gehorsame zurückzubringen. Reichskrieg gegen die Schweizer. Richterspruch des Kaisers. Thorberger Stillstand der Waffen. Ende des Bürgermeisters Brun.

Je mehr der Schweizerbund an Ausdehnung und innerer Stärke gewann, desto mehr beunruhigte dieser Umstand dem Herzog von Oesterreich. Kaum hatte der Beitritt Berns neues Auffehen bei ihm erreget, als er auch mit neuen Versuchen hervortrat, den Bund wenigstens zu schwächen. In der Absicht, sich der vollkommenen Herrschaft über Glaris und Zug zu versichern, foderte er von diesen

beiden Oertern, sie sollten dem Schweizerbunde förmlich entsagen. Da wandten sich die Einwohner an die Eidgenossen um Rath und Verhaltungsbefehle. Von ihnen erfuhren sie hierauf, in dem letzten Frieden habe man sich alle Freiheiten, Herkommen und Rechte, besonders auch alle Bundverträge feierlich vorbehalten. Also antworteten die von Zug und Glaris dem Herzoge: sie wollten ihm nach den Rechten, die der Friede ihnen zusicherte, Gehorsam zu leisten schwören. Mit einem solchen Eide wollte sich der Herzog nicht begnügen; er verlangte unbedingten Gehorsam. Da man ihm diesen verweigerte, stellte er seine Klage auf dem Reichstage zu Worms vor dem Kaiser und den Fürsten des Reichs gegen Zürch und die übrigen Eidgenossen, daß sie seine Unterthanen verführten, ihm in seinen

landesherrlichen Rechten Eintrag zu thun.

Damals war eben die Zeit des großen Kampfes zwischen Städten und Fürsten um gleiches Ansehen und gleiche Macht. Die Städte, mächtig durch Bevölkerung, Industrie, Handel und Reichthum, behaupteten bereits ein großes Gewicht, und bildeten allmählig eine starke Barriere gegen die fürstliche Macht; die Fürsten, gewohnt, ihren Willen als Gesetze gelten zu machen, und ihre Herrschaft so weit, als möglich, auszudehnen, wollten nicht dulden, daß Bürger ihrer Herrschsucht Grenzen setzten. Darüber entstand eine bedenkliche Eifersucht zwischen beiden, und gegenseitiger Groll. Kein Wunder also, daß der Kaiser und die Reichsfürsten dem Herzoge Gehör ga-

ben, und ihm ihren Beistand versprachen.

Auf die Nachricht von der Gefahr, die ihnen bevorstand, sandten die Schweizer dem Kaiser durch Abgeordnete die Urkunden ihres ewigen Bundes zur Einsicht und Untersuchung. Als dieser sie durchlas, und wahrnahm, daß sie darin dem Herzoge seine Rechte und Einkünfte ausdrücklich vorbehalten hatten, gab er ihnen den Rath, eine wiederholte schriftliche Versicherung dieses Vorbehalts nach Oesterreich zu senden. Die Schweizer folgten, und sandten die gedachte Versicherung an den Herzog. Allein dieser herrschsüchtige Fürst, dem nur darum zu thun war, den Schweizerbund zu vernichten, und eine unumschränkte Macht für sich herzustellen, gab keine Antwort. Anstatt derselben nahm er starke Kriegs-

rüstungen vor, hob neuerdings starke Steuern in seinem Lande, und bot alle seine Ritter und Lehenleute auf, im Begriffe, gegen die Schweizer ins Feld zu rücken.

Um Ostern des Jahres 1354 fand sich der Kaiser zu Zürch ein, und trug darauf an, dem Streite beider Partheien durch seinen richterlichen Spruch ein Ende zu machen. Der Herzog, welcher bei der damaligen Stimmung der fürstlichen Gemüther gegen die Städte mit vieler Wahrscheinlichkeit eine ihm günstige Entscheidung erwartete, ließ sich dieses ohne Einwendung gefallen. Aber die Eidgenossen konnten nicht dahin gebracht werden, sich dem richterlichen Spruche anders, als mit Vorbehalt ihres ewigen Bundes zu unterwerfen. Je heftiger man ihre Foderung bestritt, desto hartnäk-

kiger bestanden sie auf ihrem Entschlusse. Alle anwesenden Fürsten entrüsteten sich über ihre zuversichtliche Standhaftigkeit, und nannten sie übermüthigen Trotz. Voll Zorn erklärte endlich der Kaiser, ihr Bund sei ungültig; Reichsglieder dürften ohne Genehmigung des Reichsoberhaupts keine Bündnisse schließen. Er gewährte ihnen eine Frist von zweien Tagen, binnen welchen sie seinen Spruch annehmen könnten. So nahe war schon die schweizerische Eidgenossenschaft ihrem Untergange, daß nur ein gewisser Grad von Furchtsamkeit noch fehlte, um der äußerlichen Gewalt zu unterliegen! Aber die Schweizer bewiesen durch ihr Betragen, daß den, welcher sich auf seine gerechte Sache verläßt, kein Machtspruch, keine Gewalt schrecken, vielweniger unterdrükken kann.

Nachdem die Schweizer bei sich reif überlegt hatten, was in dieser gefährlichen Lage zu thun sei, sandten sie an den Kaiser eine Botschaft mit der Erklärung: „sie seien einfältige Leute, die sich nicht auf die Rechte verständen; aber was sie beschworen hätten, wollten sie halten.“

Diese entschlossene Antwort erfüllte der Kaiser und alle, welche dem Herzog ergeben waren, mit Unwillen. Ohne Verweilen ergiengen Aufgebote an alle Stände des Reiches; die Oesterreicher mahnten gleichfalls alle ihre Bundesgenossen und Anhänger; Kaiser und Reich kündigten den Schweizern den Krieg an.

Zuerst brach der Herzog von Oesterreich auf. Nachdem er über den Fluß Glatt, die Grenze von Kiburg, gegangen, zog er Zürch vorbei das Land hinauf. Zu gleicher Zeit marschirten 6000 Mann

aus Rapperschwyl. Der Herzog hatte diese Stadt und Herrschaft von den unbehülflichen Grafen Johann erkauft, und sich dadurch in den Stand gesetzt, alle Verbindung der Glarner, Zürcher und Schweizer zu hindern. Von dieser Gegend aus rückten sie gegen die Verschanzung bei Obermeila, und griffen sie an. Nachdem sie ihr auf das heftigste zugesetzt, und die meisten von der Besatzung im hartnäckigen Kampf ihr Leben eingebüßt hatten, bemächtigten sie sich derselben. Hierauf verheerten sie, wie gewöhnlich, die ganze Gegend.

In kurzer Zeit fand sich auch der Kaiser mit der Reichsarmee ein, und vereinigte sich mit den Herzoglichen. Beide lagerten sich hierauf vor Zürch an dem Käferberg und auf der Spannweide. Hier sahen sich nun 4000 Eidgenossen

von mehr als 44,000 Mann belagert. Mit banger Erwartung sah alles auf dieses schwache, hülfelose Heer hin, und prophezeihte ihm schon den gewissen Untergang. Allein gegen alle Vermuthung nahm die Sache einen für die Schweizer günstigen Ausgang. Mehrere aus dem Reichsheer erfuhren nach und nach die wahre Ursache des Krieges. Einige Einwohner von Zürch, die sich unter verschiedenem Vorwande sich in das feindliche Lager schlichen, machten das Kriegsvolk mit den Ungerechtigkeiten der Herzoge, ihrer Vergrößerungssucht und Herrschgierde bekannt, welcher so weit gehe, daß sie alles angriffen, und nichts vor ihnen sicher sei; sie wußten ihnen endlich begreiflich zu machen, daß es in diesem Kriege um nichts anders zu thun sei, als durch die Gewalt der Waffen festsetzen zu las-

sen, daß die Stände des Reiches das Recht nicht haben, sich zu verbinden. Von dieser Stund an erfolgte eine gänzliche Veränderung in der Gesinnung der Deutschen, besonders da sie an einem hohen Thurm der Stadt Zürch das Reichspannier erblickten, welches die Einwohner zum Zeichen ihrer Treue und Reichsfreiheit aufgesteckt hatten.

In diesem Augenblicke des Staunens und der Reue über den zuvor gefaßten Groll gegen die Eidgenossen erschienen Gesandte derselben, nebst vielen Herrn und Vorstehern der Städte am Gezelte des Kaisers Karls IV. Alle diese baten, er möchte der schuldlosen Schweizer schonen, und ihnen den Frieden schenken. Da that endlich der Kaiser den Ausspruch: Seines Erachtens gezieme es sich nicht, daß ein Kaiser Völker des Rei-

ches bekriege, wenn der größte Theil der Reichsstände dieses mißbillige. Da aus den Aeußerungen der Deutschen erhelle, daß sie den Vorbehalt ewiger Bünde nicht als gesetzwidrig betrachten, so habe er nichts anders weiter zu thun, als das Urtheil zu sprechen. Vergeblich setzte der Herzog von Oesterreich alle Triebfedern in Bewegung, um den Kaiser von seinem Entschluß abzubringen, und zur Fortsetzung des Krieges zu bewegen; keine Bitte, keine Vorstellung half; am folgenden Tage zog das ganze Reichsheer ab, und ließ die Schweizer in den erquikkenden Armen ihrer geretteten Freiheit.

Der Krieg mit den Oesterreichern wurde mit abwechselnden Glücke noch fortgesetzt. Albrecht zog 1500 leichte Reiter aus Ungarn herbei. Diese plünderten und verwüsteten alles, wohin sie

kamen: Freundes und Feindes Land. Des Elendes wurde so viel, daß zuletzt, um dem allgemeinen Verderben zu entrinnen, selbst die österreichisch Gesinnten eilten, Frieden zu machen. Verlassen von den meisten der Seinigen, fand der Herzog nicht räthlich, sein Waffenglück noch länger auf das Spiel zu setzen. Er begab sich zu dem Kaiser nach Regensburg, und genehmigte dort den Richterspruch desselben, vermöge dessen der Vorbehalt der ewigen Bünde für rechtmäßig erkläret worden.

Doch diese Bestätigung war nicht von der Art, daß die Eidgenossen sich damit beruhigen konnten. In dunkele und zweideutige Ausdrücke gehüllet, gab sie ihnen gerechten Anlaß zu dem Verdachte, man habe nichts anders vor, als den

Bund deren von Glaris und Zug hinterlistig zu vernichten. Der Bürgermeister Rudolf Brun hatte treulos mit der Gegenparthei sich heimlich verstanden, oder wenigstens im Namen seiner Stadt zu voreilig unterschrieben. Aeußerst betroffen, schickten die Schweizer Abgeordnete an den Kaiser und baten um eine Erläuterung. Während daß sie mit banger Ungedult einer Antwort entgegen sahen, schlossen die von Zürch auf Betrieb ihres treulosen Bürgermeisters, welcher für Geld und Würde heimlich durch einen Eid sich verpflichtet hatte, den Herzogen von Oesterreich, und ihren Amtleuten lebenslänglich zu dienen, einseitig einen Bund mit dem Herzog Albrecht. Durch denselben machten sich beide zum gegenseitigen Beistande verbindlich, und der Landvogt von Oesterreich erhielt die

Macht, zu entscheiden, wenn der Fall schuldiger Hülfeleistung eintrete.

Der Erfolg zeigte, daß die Eidgenossen sich in ihrer gerechten Besorgniß nicht geirret hatten. Die Antwort des Kaisers traf ein; aber zum großen Befremden aller derjenigen, welche sie angieng, bestand sie nur in dem Machtspruche: sie sollten Glaris und Zug nie als bundesgenossene Orte betrachten; widrigen Falles aber seiner Ungnade und eines Krieges von ihm gewärtig seyn. Kaum hatten die Eidgenossen diesen Ausspruch vernommen, als sie ohne Verweilen Abgeordnete zu einer Tagsatzung nach Lucern abschickten, um sich, was in einer so gefährlichen Lage zu thun sei, zu berathschlagen. Nach reifer Erwägung aller Umstände faßte diese wichtige Versammlung den Schluß ab, man wolle den Spruch des

Kaisers nicht eher annehmen, als bis einige verdächtige Ausdrücke, die in demselben vorkommen, würden weggestrichen, und der Bund der Glarner und Zuger bestätiget seyn.

Als in der Folge der österreichische Vogt des benachbarten Bezirkes, Albrecht von Buchheim sie auffoderte, den Huldigungseid zu leisten, schlugen sie dieses Gesuch ab. Auch Drohungen fruchteten nichts; die Schweizer erklärten: sie seien entschlossen, fest über den ewigen Bunde, den sie den Zugern und Glarnern geschworen hätten, zu halten; würden auch die übrigen Eidgenossen sich nicht dazu verstehen wollen, so seien sie bereit, es für sich allein zu thun. Sogleich brachen sie auf, und besetzten indessen Zug und Glaris in ihrem und im Namen aller Eidgenossen. Dort ließen sie

sich den Bundeseid schwören, und schwuren entgegen auch ihnen.

Die Ruhe stellte hierauf, wenigstens auf einige Zeit die Bemühung Peters, Freiherrn von Thorberg eines der angesehensten Pfleger im vordern Erblande wieder her. Durch seine Vermittelung erfolgte ein Stillstand der Waffen. Der Tod des Herzoges Albrecht, der in das Jahr 1358 fällt, befestigte die Ruhe. So wurde der Bund der vier Waldstädte der Grund, auf welchem nach und nach das feste, unerschütterte Gebäude der Eidgenossenschaft von acht Orten emporstieg! Doch hatten die Mitglieder des Bundes nicht durchgehends unter gleichen Bedingnissen ihre Aufnahme erhalten, genossen auch nicht gleiche Rechte. Nur in dem Hauptzwecke, ihre Freiheit gegen jedermann zu behaupten, waren sie

alle Eins. Die stärkste Triebfeder des Beitritts mehrerer Oerter war der von dem Volk einst angebetete Bürgermeister Rudolf Brun. Aber das Ende dieses sonderbaren Mannes war nicht eben so glänzend, als es der Anfang gewesen war. Den großen Enthusiasmus, womit ihm ehemals jedermann zugethan war, hatte die Länge der Zeit abgekühlt; seine Herrschsucht, die er in die Länge nicht verheimlichen konnte, seine Härte, seine Furchtsamkeit, und viele unredliche Handlungen hatten ihm nach und nach Unwillen, Haß, Geringschätzung von Seite seiner Landsleute zugezogen; er starb im verächtlichen Zustande der Unwichtigkeit. Ihm folgte Rüger Manesse in dem Amt eines Bürgermeisters.

Zehntes Kapitel.

Mißlungene Unternehmung des Grafen von Kiburg gegen Solothurn. Neuer Krieg zwischen dem Adel und den Eidgenossen. Sieg der letztern bei Sempach. Schimpfliche Foderung der Oestreicher an die Glarner. Treffen bei Näfels. Sempacher Vertrag.

Der Thorbergische Stillstand der Waffen wurde von Zeit zu Zeit aufs Neue bestätiget, und zuletzt auf eilf Jahre weiter verlängert. Nicht die friedliche Gesinnung des Herzoges Leopold von Oestreich, sondern die Noth bewog ihn, den Bundesgenossen diese Verlängerung zu zugestehen. In einer Fehde, welchen Ingelram VII, Herr von Coucy, und Graf zu Soissons gegen die Herzoge Al-

brecht und Leopold von Oestreich wegen der Heirathssteuer seiner Mutter erhob, der das Aargau und Elsaß war verschrieben worden, wandte sich der Herzog Leopold an die Eidgenossen um ihren Beistand. Die von Schwyz bezeigten keine Lust, ihr Blut gegen einen Helden fließen zu lassen, der sie nie beleidiget hatte; aber die von Zürch und Bern sahen ein, daß Aargau eine Vormauer für sie sey, daß durch einen Krieg, in dieser Gegend ihr eigenes offenes Land in Gefahr schwebe, und sie beschlossen daher, dem Herzoge dieses Land bewahren zu helfen. Dafür erneuerte der Herzog den Thorbergischen Frieden.

Ingelram zog zu Anfang des Winters gegen Basel hinauf, und drang erobernd bis an die Aare vor; gieng endlich über diesen Fluß, bemächtigte sich

der Burgen, um darin die Mittel zu seinem Unterhalt zu bekommen, und plünderte und brandschatzte im ganzen Lande bis an die Grenzen von Zürich.

In diesem großen Schrecken waren die von Entlibuch anfänglich die einzigen, welche Muth genug hatten, sich dem herandringenden Feind entgegen zu setzen. Dieses schöne Beispiel patriotischer Herzhaftigkeit begeisterte auch einige von Unterwalden, und Lucern. Viele junge Leute von letzterm Orte sprangen (denn die Stadt war verschlossen) von den Mauern herab, und vereinigten sich mit denen von Entlibuch. Auch aus Unterwalden stießen fast mit jedem Tage mehrere muthige Helden zu ihnen. Alle diese, und besonders die Berner, letztere im Dunkel der Nacht, welche den, der auf seine Stärke trotzet, nur zu oft in eine

betrügliche Sicherheit einwieget, verursachten dem Feind einen empfindlichen Schaden. Nachdem die Zahl der gegen den Feind auftretenden Krieger nach Maaß des Verlustes, den er bereits erlitten, immer mehr sich vergrößert hatte, verließ endlich Ingilram, der ohnehin von einem gänzlichen Mangel an Lebensmitteln bedroht war, Helvetien, und zog sich im Jahre 1376 in den Elsaß zurück.

Der Friede, dessen Verlängerung sich die Eidgenossen von dem Herzoge von Oestreich und ihren übrigen Gegnern durch den Beistand, den sie ersterm in dieser Fehde geleistet, erworben hatten, war jedoch von keiner langen Dauer. Bald erwachten die Eifersucht und der Groll des Herzoges und des benachbarten Adels gegen die Genossen des ewigen

Bundes aufs Neue. Den Anfang mit den Feindseligkeiten machte der Graf Rudolf von Kiburg; dazu verleitete ihn die Noth. Sein Haus war durch Verschwendung und Pracht, wie auch durch andere Unfälle tief herabgekommen, hatte vieles von seinen Gütern bereits veräußert, vieles verpfändet, und war von einer großen Last von Schulden beladen. Unter andern hatte ein Bürger von Solothurn einige Kiburgische Güter erkauft. Also beschloß der Graf im Jahre 1382, bei nächtlicher Weile diese freie Reichsstadt wegzunehmen, den Bernern Aarburg zu entreißen, und Thun, die Stadt seiner Väter, mit Vernichtung der Pfandbriefe wieder in seine Gewalt zu bringen.

Einem Vertrage zur Folge, den er mit Herrn Diebold aus dem Hause

Neufchatel eingieng, sollte in der Nacht auf St. Martinstag jeder von ihnen mit 100 Lanzen sich vor Solothurn einfinden, um sich der Stadt zu bemächtigen. Hans am Stein, ein Chorherr bei St. Ursus Münster, versprach, sie durch einen an der Stadtmauer befindlichen Eingang in sein Haus heimlich in die Stadt zu lassen. Der Plan war, die Vorsteher der Stadt unversehens zu überraschen, und gefangen zu nehmen. Damit die Bürgerschaft über den Lärmen nicht aufgeweckt werde, hatte man den Klöppel der Sturmglocke mit Tüchern umwunden.

Aus der ganzen Nachbarschaft zog das zu diesem Unternehmen bestimmte Kriegsvolk heran. Niemand vermuthete etwas Arges; als plötzlich die Wache am Eichthore um die Mitternachtsstunde von

einer unbekannten Stimme mit Heftigkeit angerufen wurde. Der Unbekannte war Hanns Rott, ein Bauer von Rumisberg. Unterrichtet von dem Anschlage der Großen, war er auf geheimen Seitenwegen herbeigeeilet, ihn der Stadt zu entdecken.

Sogleich gab der Schultheiß Befehl, Lärmen zu machen; man zog die Sturmglocke an, aber sie gab keinen Schall; man machte hierauf den Klöppel von den Tüchern frei, und nun gerieth auf ihren Schall alles in Bewegung; zwar anfänglich in ziemlich großer Unordnung, wie bei einer unvorhergesehenen plötzlichen Gefahr zu geschehen pflegt. Das Wesentliche der Verschwörung wurde bald entdeckt. Den Chorherrn Hanns von Stein nahm man sogleich in Verhaft. Als Rudolf wahrnahm, daß sein unseliger An-

schlag entdeckt sey, gieng er voll Raserei zu- rück, und zerstörte alle benachbarte Gärten und Höfe durch Feuer. Wer ihm immer aufstieß, den ließ er an einen Baum henken. Gegen Thun und Aarberg aber etwas zu unternehmen, mißrieth ihm die Klugheit; denn die Vorsteher dieser Oerter hatten von seinem Anschlage Nachricht erhalten, und sich in eine gute Verfassung gesetzt. Der Chorherr wurde in der Folge von sei- nem Bischoffe der geistlichen Würde ent- setzt, und zu Solothurn geviertheilt. Dem patriotischen Entdecker der Ver- schwörung, Hanns Rott, und jedem ältesten aus seinen Nachkommen gab man seitdem zur Dankbarkeit jährlich einen roth und weißen Rock, welches damals die Stadtfarbe war.

Unmöglich konnten die Einwohner von

Solothurn das Vorgefallene verdauen, ohne sich an dem Grafen von Kiburg zu rächen. Obwohl Rudolf starb, ehe es noch zum völligen Ausbruche gekommen war, so wurde der Krieg doch fortgesetzt. Er galt nicht nur denen von Kiburg, sondern fast dem ganzen benachbarten Adel. Da aber bereits von den tapfern Einwohnern von Solothurn, und ihren Gehülfen, den Bernern, viele Burgen gebrochen, viele andere Unternehmungen glücklich ausgeführt waren, und die Grafen keine Unterstützung von ihrem Lehensherrn, dem Herzoge von Oestreich, zu erwarten hatten, so suchten sie den Frieden. Man trat also in Unterhandlungen, und es wurde festgesetzt, daß das Haus Kiburg seine Hauptstadt Burgdorf an die Berner verkaufe, und Thun, und sein freies Amt am Griesenberg eigen=

thümlich an Bern übergebe. Auf diese Art erfolgte im Jahre 1384 der Friede.

Diese Fehde war jedoch nur das Vorspiel eines weit hitzigern Krieges, der in der Folge aufs Neue gegen das Haus Oestreich, und gegen den ganzen benachbarten Adel ausbrach. Ueberhaupt waren damals die Zeiten einer öffentlichen großen Spannung zwischen den auf ihren Wohlstand, und ihre Macht pochenden Bürgern, und dem auf sie eifersüchtigen Adel. Kein Wunder also, daß die erstern bei einer solchen Stimmung sich manchen herausfodernden Trotz, die letztern hingegen sich manche Bedrückung erlaubten. Besonders betrugen sich um diese Zeit, da Peter von Thorberg Landvogt, und Hauptmann der Herzoge von Oestreich über ihre Herrschaften in Schwaben, im Aargau, Thurgau, in Glaris, und auf

dem Walde war, die Pfandherrn und Amtleute ungemein stolz und hart gegen die Eidgenossen. Die Verachtung, womit sie dem gemeinen Manne begegneten, ihre Habsucht, und ihr Muthwille fiel den Schweizern endlich unerträglich. Ein unvermuthetes — wahres, oder falsches Gerücht, die Zürcher seyen gesonnen, die Stadt und Burg Rapperschwyl durch Ueberfall in ihre Gewalt zu bringen, und die hierauf erfolgte Bemühung des Vogts von Rapperschwyl, sich in gute Verfassung zu setzen, verstärkte das gegenseitige Mißtrauen. Dazu kam noch, daß die Herzoge verschiedene neue Zölle errichtet hatten, auf deren Abstellung die Schweizer vergebens drangen. Unter andern war auch ein neuer Zoll bei Rotenburg angelegt. Da er den Einwohnern von Lucern besonders lästig war, so

brach eines Tages plötzlich eine Schaar junger Leute aus der Stadt, stürzte auf Rotenburg hin, eroberte die neu befestigte Burg, und vertrieb den Pfandherrn, Ritter Herman Grimm von Grünenberg. Dieser sandte sogleich Boten mit der Nachricht von diesem Vorfalle an den Herzog von Oestreich; die Stadt Lucern schickte gleichfalls in alle eidgenossene Städte und Länder. Zugleich zog Peter von Thorberg mit Kriegsvolk gegen die Stadt heran; denn sie hatte denen von Entlibuch, um sie vor den außerordentlichen Gelderpressungen, und andern Bedrückungen ihres Pfandherrn zu schützen, das Burgrecht verliehen.

Seit dieser Zeit wurde der Krieg des Adels wider die Landleute und Bürger der schweizerischen Eidgenossenschaft allgemein. Den Anfang machten im Jahre

1386 die von Lucern. Ihnen zogen die von Zürich, Zug, Schwyz, Uri und Unterwalden zu Hülfe. Viele Burgen fielen in kurzer Zeit, und, was den Haß des Adels gegen die Schweizer noch mehr vergrößerte; die Einwohner des östreichischen Städtchens Sempach nebst denen von Meyenberg, und von Reichensee zogen aus, und vereinigten sich mit ihnen.

Nun rüstete sich auch der Herzog Leopold von Oestreich zum Kriege, fest entschlossen, sie zu züchtigen, und in einer Zeit von zwölf Tagen traten 167 Herrn geistlichen und weltlichen Standes mit den Waffen in der Hand gegen sie auf.

Zuerst war die Absicht des Herzoges auf Sempach, und alsdann auf Lucern gerichtet. Johann Freiherr von Bonstetten mußte mit einem andern Heer bei

Brugk im Aargau sich lagern, um die feindliche Macht zu Zürch indessen in Furcht zu halten, und unthätig zu machen. Als die Eidgenossen diese Bewegung wahrnahmen, däuchte ihnen am nöthigsten, zuerst den Herzog mit seiner Hauptmacht zu schlagen, und indessen den Herrn von Bonstetten nur scharf zu beobachten. Die Hauptmacht der Eidgenossen zog sich daher gleichfalls nach Sempach.

Kaum hatte der Herzog die Schweizer in einiger Entfernung von diesem Orte von einem Walde heraus anrücken gesehen, so stellte er ohne Verzug sein zahlreiches und wohlgerüstetes Heer in Schlachtordnung. Dem Adel befahl er, von den Pferden zu steigen, und enge zusammen zu treten. In einer gedrängten Reihe bildete nun derselbe mit vorwärts gekehr

ten Spießen eine fürchterliche Fronte. Der Herzog selbst, ein junger feuriger Fürst, voll hohen Sinnes und Heldenmuths, und entflammt von der Begierde, sich an den Frevlern zu rächen, schien entschlossen, jede Gefahr zu verachten.

Eben so die Schweizer. Mit großer Heftigkeit griffen sie an. Aber die Schilde, und vorwärts gekehrten Spieße ihrer Feinde machten lange Zeit jeden Versuch, durch die geschlossenen Reihen derselben zu brechen, vergeblich. Viele tapfere Krieger büßten ihr Leben ein. Nach einem langen und harten Kampf sprang endlich der Ritter Arnold Strutthan von Winkelried aus Unterwalden hervor. Ich will euch eine Straße öffnen, sprach er; sorget für die Meinigen, und vergesset nicht meines Geschlechts! Unter diesen Worten stürzte

er dicht an die Feinde hin, bemächtigte sich mit seinen starken Armen einiger Spieße, und stieß sie in seine Brust. So wie er nun sank, zog er auch die Spieße mit sich auf den Boden, und machte diejenigen, die sie geführt hatten, wehrlos. Dicht hinter ihm drangen seine Kriegsgefährten über seinen Leichnam hin durch diese Lücke in den Feind ein, und brachten ihn in Verwirrung. Dadurch gewannen die Eidgenossen den Sieg. Das Gemetzel wurde nun allgemein; die Niederlage der Herrn vom Adel war fürchterlich.

Als der Herzog die mehrsten Edeln rings um sich her getödtet, und alle Hoffnung verloren sah, bemächtigte sich seiner die Verzweifelung, und unaufhaltbar stürzte er mitten in den dichtesten Haufen der Feinde. Wie die meisten seiner

Kriegsgesellen, fand er auf dem Schlachtfelde seinen Tod. Sobald die übriggebliebenen Schaaren bemerkten, daß der Herzog gefallen sey, geriethen sie ganz und gar aus aller Fassung, und die Flucht wurde nun allgemein.

Ungeachtet des blutigen Treffens bei Sempach wurde der Krieg der Oestreicher gegen die Eidgenossen, und der Eidgenossen gegen die Oestreicher doch nicht eingestellt, sondern eine Zeit lang von einzelnen Partheien noch fortgesetzt, bis endlich das berühmte Treffen bei Näfels die Ruhe auf eine lange Zeit herstellte. Unterrichtet von einem Anschlage, das erst vor Kurzem von den Glarnern weggenommene östreichische Landstädtchen Wesen wieder in die Gewalt ihrer ehemaligen Herrn zu bringen, hatten die von Glaris, uud von mehrern eidgenossischen

Oertern Mannschaft abgeschickt, um die Ausführung dieses Anschlages zu hindern. Eine geraume Zeit standen beide Partheien gegen einander im Felde. Endlich nöthigte der Mangel an Lebensmitteln die Eidgenossen, sich zurückzuziehen. Die Glarner, nun sich selbst überlassen, mußten also vor allem auf ihre eigene Sicherheit, auf die Bewachung ihrer Gränzen bedacht seyn. Drei Wochen lang standen sie bewaffnet am Eingang ihres Thales, und schlugen manchen Angriff des Feindes tapfer zurück. Länger aber vermochten sie es nicht auszuhalten. Da sie über der Bewachung der Gränzen ihre Hauptbeschäftigung, welche ihnen Nahrung verschaffte, — die Landwirthschaft, hintansetzen mußten, so baten sie um einen billigen Frieden. Wie sehr aber erstaunten sie, als sie die schimpfliche Ant-

wort erhielten: sie sollten ihrem natürlichen Herrn, dem Herzoge von Oestreich wie Leibeigene dienen, ihm Beistand gegen jedermann, besonders gegen die Schweizer leisten, und ihrem Bunde mit den Eidgenossen entsagen!

Voll patriotischen Unwillens beschlossen sie, es aufs Aeußerste ankommen zu lassen. Mit beinahe 8000 Mann, woraus das feindliche Heer bestand, nahm es der kleine Haufe der Glarner nur mit geringer Hülfe, die ihnen zuzog, bei Näfels auf, und behielt nach einem mehr als fünfstündigen, äußerst hartnäckigen Gefechte das Schlachtfeld. Der Feind, der eine so eiserne Standhaftigkeit bei so wenigen nicht vermuthete, glaubte, er habe es hier nur mit dem Vortrab zu thun, und wollte, um nicht etwa durch

die nachrückende Hauptmacht gänzlich aufgerieben zu werden, nicht länger das Feld behaupten. Die Glarner aber verfolgten den fliehenden Feind, und verursachten ihm eine schreckliche Niederlage.

Es wurde hierauf ein Stillstand der Waffen auf 7 Jahre geschlossen, und nach deren Verlaufe wurde derselbe noch auf 20 Jahre verlängert. Die Eidgenossen schienen selbst zu fühlen, wie nöthig ihnen die Ruhe zur Befestigung ihres Bundes sey. Um sich durch Privatfehden, in die sich bisher jeder Bundesort ohne Wissen und Einwilligung des andern eigenmächtig verwickelt hatte, nicht selbst zu schwächen, errichteten die Bevollmächtigten der acht Orte, nebst denen von Solothurn im Jahre 1393 den berühmten Sempacher Vertrag, worin sie sich ver-

pflichteten, ferners friedsam beisammen zu wohnen, keine Fehde zu erheben ohne Wissen aller, in gemeinschaftlichen Kriegen hingegen redlich beisammen zu bleiben.

Eilftes Kapitel.

Streitigkeiten der Appenzeller mit dem Abte zu St. Gallen. Ausgang derselben zum Vortheile der erstern. Eroberungen der Eidgenossen auf Kosten der Herzoge von Oestreich. Toggenburgische Händel. Entstehung des Namens Schweizerbund. Aussöhnung der Eidgenossen mit dem Haus Oestreich. Stanzer Verkommniß. Aufnahme der Oerter Freiburg, Solothurn, Basel, Schafhausen und Appenzell in die Eidgenossenschaft.

Immer schöner wuchs nun die Eidgenossenschaft empor, und immer mehr gewann sie, zwar nicht an Vervollkommnung ihrer innern Form, aber doch an äußern Umfange, folglich an Macht und

Stärke. Bald erweiterte sich ihr Gebiet durch Kauf, oder durch Einlösung einiger Pfandschaften; bald durch andere Verträge, bald durch getreuen und tapfern Beistand, welchen die Eidgenossen gedrückten Freunden in der Nachbarschaft leisteten. Zürch, Lucern und Bern erwarben sich auf diese Art theils einzelne Burgen, Einkünfte und Gerechtsamen, theils ganze Flecken, Vogteien und ansehnliche Herrschaften. Eine solche Macht, — ein wünschenswerther Schutz in dem damaligen stürmischen Zeiten der Selbsthülfe und Eigenmacht, reizte viele Herrn geistlichen und weltlichen Standes, sich an die eidgenossenen Städte anzuschließen, und von ihnen Burgrecht zu nehmen. Auch die Waldstädte blieben nicht zurück. Der Bund erhielt vielmehr keinen geringen Zuwachs vor Macht, da

die von Uri und Unterwalden sich am Anfange des funfzehnten Jahrhunderts Livinen erwarben, und dadurch sich zu Herrn des äußerst wichtigen Passes machten, der durch den Gotthardsberg nach Italien führet.

Dieses große Gewicht der eidgenossenen Städte, und die Betrachtung, daß dieselben ihre Nachbarn in Zeiten der Noth noch nie ohne Hülfe gelassen, wann sie sich an sie gewandt hatten, bewog um diese Zeit die Einwohner von Appenzell, in einem ähnlichen Falle bei ihnen Unterstützung zu suchen. Appenzell, also genannt von einer Zelle, welche im eilften Jahrhundert von einem Abte zu St. Gallen erbauet worden, ein schönes, fruchtbares Ländchen, worin grüne, mit den besten Futterkräutern bewachsene Berge mit anmuthigen Thälern abwechseln,

war bereits von undenklichen Zeiten her nebst noch dreien Orten: Urnäsch, Tüffen und Hundwyl, dem deutschen Reiche pflichtig, und mußte Steuern an dasselbe entrichten. Diese wurden hierauf dem Grafen von Königseck als Pfand überlassen; im Jahre 1381 aber lösete sie Cuno, Abt von St. Gallen, an sein Stift. Nebst den Steuern kam alle Herrschaft über dieses Ländchen in seine Gewalt.

Zum Unglück wußte der rauhe, unfreundliche Abt nicht, wie man biedere, und freiheitliebende Leute behandeln müsse. Die Steuern wurden nicht nur mit unbarmherziger Strenge eingetrieben, sondern auch um vieles erhöht. Seine Beamten, unterrichtet von seiner Gesinnung, drückten das Volk noch mehr, und erpreßten von demselben, so viel sie konnten. Einer aus ihnen, der Vogt zu Ap-

penzell, gieng so weit, daß er nach dem Tod eines armen Mannes sogar das Grab öffnen ließ, um demselben den Rock auszuziehen, womit dessen arme Kinder ihn bekleidet hatten. In die Länge konnten freie Männer eine solche Behandlung nicht ertragen. Das Mißvergnügen wurde immer mehr laut, und brach endlich in eine öffentliche Empörung aus. Das glückliche Beispiel der Waldstädte bestärkte sie in dem Vorhaben, ungerechte Bedrükkung nicht weiter zu dulden.

Aehnliche Ursachen zu Klagen gegen den Abt hatten die Einwohner von St. Gallen. Er hatte ihnen in einem Vertrage große Vorrechte eingeräumt, und brach nun sein Wort; oder sie glaubten vielleicht im Taumel des Strebens nach uneingeschränkter Freiheit mehr in dem Vertrage zu finden, als er wirklich ent-

hielt; genug; mißvergnügt über den Abt, schlossen sie im Jahre 1401 einen Bund mit denen von Appenzell.

Vergebens hatten beide Partheien eine geraume Zeit mit Unterhandlungen zugebracht. Im Vertrauen auf das kräftige Wort zehn benachbarter schwäbischer Reichsstädte, mit denen der Abt in einem besondern Bündnisse stand, blieb er fest bei seinem Entschlusse, sowohl den Appenzellern, als seinen Unterthanen zu St. Gallen nicht das Geringste nachzugeben. Eben so standhaft bezeigten sich aber auch diese. Nachdem die schwäbischen Reichsstädte vergebens ihre Beredsamkeit und ihr Ansehen zu Hülfe genommen hatten, um eine Trennung des Bundes, und eine Aussöhnung zwischen dem Abt und den Mißvergnügten zu bewirken, wurde endlich doch be-

williget, daß die Entscheidung einem Schiedsrichter überlassen werden sollte. Zu diesem wurde Johann Ströhlin, Bürgermeister der Reichsstadt Ulm, erwählt. Der Spruch lautete so: Alle Feindschaft zwischen dem Abt, und seiner Stadt St. Gallen, wie auch denen von Appenzell sey abgethan. Weder die von Appenzell noch die Einwohner von St. Gallen sollen an ihren alten Rechten und Gewohnheiten gekränkt werden; sie sollen aber auch dafür verbunden seyn, ihm ihre vertragsmässige Pflicht zu leisten. Der Bund der Stadt St. Gallen mit den sechs schwäbischen Reichsstädten sey gültig (sie hatte diesen schon lange zuvor geschlossen); der Bund der Appenzeller hingegen sey ungerecht, ungültig und nichtig.

Dieser Spruch verdarb alles vollends.

Daß ihnen, den Appenzellern, nicht Recht seyn sollte, was andern Recht ist, schien ihnen das Resultat einer offenbaren Partheilichkeit. Aeußerst entrüstet über eine in ihren Augen so unerträgliche Foderung, beschlossen sie, ungerechte Behandlung mit Gewalt von sich abzuwenden, und griffen zu den Waffen.

Jede Parthei suchte sich nun zu verstärken, um ihrem Feinde gewachsen zu seyn. Der Abt wandte sich an sechs mit ihm verbundene schwäbische Reichsstädte, und erwarb sich deren Hülfe. Die Appenzeller (denn die von St. Gallen waren von dem Bunde mit ihnen abgetreten, und hatten sich dem Abt unterworfen) sandten Boten an die Eidgenossen, und baten um Unterstützung. Aber fünf von den sieben eidgenossischen Orten, an die

sie sich gewandt hatten, (denn Bern, als der achte, hatte gar keinen Theil an dieser Sache) schlugen ihnen die erbotene Hülfe ab; nur die von Schwyz und von Glaris fanden das Ansuchen billig, und ersterer Ort nahm die Appenzeller in ihr Landrecht auf. Beide sandten ihnen Mannschaft zu.

Im Jahre 1403 erhob sich also der Krieg. Von Seite des Abtes zogen die von Costanz, von Ueberlingen, von Ravensburg, die von Wangen, Buchhorn und Lindau nebst allem Volk aus dem Stift; für Appenzell hingegen die junge Mannschaft aus allen Dörfern dieses Landes, nebst der Mannschaft von Schwyz und Glaris gegen die Anhöhe bei dem Dorfe Speicher heran. Es war zum erstenmale, daß die Appenzeller auszogen, zu kämpfen um ihre Freiheit; um

so größer war ihre Begeisterung, um so hitziger, und standhafter der Kampf.

Die Appenzeller hatten nicht unterlassen, während das Heer des Abts durch die Nacht im Kloster, und in den Häusern der Bürger durch Essen und Trinken sich stärkte, in kluger Wachsamkeit zu bleiben, und die vortheilhaftesten Posten und Hohlwege wohl zu besetzen. Zweihundert Mann von Glaris, und drei hundert von Schwyz hatten sich in dem zu beiden Seiten gelegenen Wald postirt. Als hierauf der Feind sorgenlos die Anhöhen hinaufrückte, ohne zu vermuthen, daß die Appenzeller, seinen Augen durch hohe Bergwände entzogen, im Besitze derselben seyen, ließen diese eine Strecke weit ihn hinauf klimmen; aber plötzlich fielen achtzig Mann den erstern in die Reihen, dasselbe that ein anders Corps in

Ansehung der hintern Reihen, bis endlich das Hauptheer von Appenzell hinter den obersten Höhen hervortrat.

Zu ihrer Bestürzung machten nun die Leute des Abts, und die aus den Reichsstädten die Erfahrung, wie unklug es sey, einen Feind zu verachten, den man nicht kennet; denn sie hatten zuvor den einfältigen, des Krieges nicht gewohnten Landleuten von Appenzell nur gespottet. An ein weiters Gefecht war jetzt nicht mehr zu denken; die Appenzeller hatten zu sichtbar den Vortheil der Lage des Ortes und der Stellung für sich, der Gegenpartei war nichts anders mehr übrig, als die Sorge für ihre Rettung. Sie beschloß, die Anhöhen, und Hohlwege, wo eine große Macht unbrauchbar ist, zu verlassen, und den Krieg in das nächst gele-

gene ebene Land zu spielen. Laut erscholl daher der Befehl: Zurück! und sogleich zogen diejenigen, welche am nächsten waren, über die Anhöhen gegen das Thal hinab. Zum Unglück hatten aber die hintersten, und die vom mittlern Theile des Heeres den Ausruf unrecht verstanden. Da zu gleicher Zeit die von Appenzell, Glaris und Schwyz mit großem Ungestüm von den Höhen herab, und von den Seiten her auf sie eindrangen, so glaubten sie, als sie die vordersten sich zurückziehen sahen, das Commando bedeute, als in einer bereits verlornen Sache, einen Aufruf zur Flucht, und alles gerieth nun in die größte Verwirrung; Reiter und Fußgänger stürzten in unordentlicher Eile nach der Stadt St. Gallen herab. Die Niederlage, die sie in dieser Verwirrung litten, war groß;

mehr als 600 eiserne Panzer wurden eine Beute des Feindes.

Unter jenen, welche im Streit für den Abt tödtlich verwundet worden, befand sich auch Hartmann Ringgli aus St. Gallen. Beinahe schon mit dem Tode ringend, fand ihn ein Appenzeller in einem Hohlwege liegen. Schon war dieser im Begriffe, ihn zu tödten, als Ringgli mit Thränen im Auge die Hände zusammen faltete, und ihn bei allem, was heilig ist, bat, ihm nur noch eine kurze Frist des Lebens zu gönnen. Meine Frau, rief er mit halb gebrochener Stimme, meine unglückliche Frau, laßt sie mir noch zum letztenmale sehen! Dem Appenzeller entfiel eine Thräne. Seine Kameraden, die er herbeirief, trugen den Verwundeten, seinem Verlangen gemäß, nahe an die Thore der Stadt.

Der Frau wurde dieses gemeldet. Sie kam heraus, und — doch diese Scene kann nicht beschrieben, sie kann nur empfunden werden.

Die empfindliche Niederlage am Speicher, und die dem Handel der schwäbischen Reichsstädte nachtheiligen Streifereien der Appenzeller im Stiftslande machten einen so tiefen Eindruck auf sie, daß sie einen Frieden mit ihnen schlossen. Nicht so der hartsinnige, unbeugsame Abt von St. Gallen. Die Appenzeller glaubte er unterjochen zu müssen, es möge kosten, was es wolle. Da er von den schwäbischen Reichsstädten keine weitere Unterstützung zu hoffen hatte, wandte er sich an den Herzog Friedrich von Oestreich im Tyrol. Von diesem erhielt er, was er gewünscht.

Im Junius 1405 rückte der Herzog

mit vielen benachbarten Grafen und Herrn, und mit den Stiftsleuten gegen die Appenzeller ins Feld. Diese hatten zuvor die Eingänge in ihr Land durch aufgeworfene Schanzen verwahret. Allein die Oestreicher zerstörten eine Schanze mit Gewalt, und brachen durch. Nachdem sie hinauf bis an den Stoß (so hieß eine Landmark) gekommen waren, wurden sie plötzlich durch eine Menge großer Steine und Balken, welche eine Abtheilung Appenzeller, Schwyzer und Glarner auf sie herabrollen ließ, beunruhigt. Viele wurden gequetscht, und schwer verwundet. Dennoch drangen die übrigen weiter hinauf bis an den Stoß. Hier zeigte sich ihnen aber die ganze Macht der Appenzeller. Mit ihnen hatte sich Graf Rudolf zu Werdenberg, aus dem Geschlechte der Montfort, Oestreichs Feind,

weil die Herzoge seiner Familie vieles entrissen hatten, vereiniget; ihn hatten die Appenzeller zu ihrem Anführer ernannt. Das Gefecht begann mit Hitze, und wurde mit Standhaftigkeit fortgesetzt. Ein großes Unglück für die Herzoglichen war, daß sie sich beim Eindringen durch die Schanzen nur eine sehr kleine Oeffnung gemacht hatten; denn da sie durch die unwiderstehliche Tapferkeit der Landleute mit Macht zum Weichen gebracht wurden, war ihnen kein hinlänglich geräumiger Weg offen, durch den sie entkommen konnten. Bis es ihnen gelang, die Schanze niederzureißen, war eine Menge von ihnen gefallen; die übrigen ergriffen hierauf in der größten Verwirrung die Flucht.

Zu gleicher Zeit war der Herzog mit einer andern Abtheilung von Rittern und

Herrn, und übriger Mannschaft bis an die Mauern der Stadt St. Gallen gerückt; denn die Stadt war von ihm wieder abgefallen, und hatte sich neuerdings mit den Landleuten vereiniget. Da er sie aber zu gut besetzt fand, gieng er auf den Arbon zurück. Als er bis an den Hauptlisberg gekommen war, sah er sich zu seinem größten Erstaunen von mehrern kleinen Haufen bald von dieser, bald von jener Seite her angegriffen; denn vierhundert Mann von St. Gallen waren ihm auf geheimen Wegen vorangeeilt, und hatten sich theilweise an vortheilhaften Plätzen postirt. Die tapfersten Ritter verloren bei dieser Gelegenheit das Leben.

Vergebens suchte hierauf der Herzog seine Feinde durch ein falsches Gerücht von seinem bevorstehenden Rückzuge, das er aus-

streuen ließ, irre zu führen, und alsdann un- vermuthet anzugreifen; das Geheimniß wurde ihnen bekannt, sie setzten sich in Ver- fassung, und als seine Leute sorgenlos und ohne Ordnung durch das Dorf Thal die Wolfshalde hinaufstiegen, wurden sie plötzlich überfallen, und ein großer Theil erschlagen. Mit Mühe rettete sich ein kleiner Haufe durch die Flucht.

Voll Aergers, daß ihm alle seine Plane mißlungen, begab sich hierauf der Herzog wirklich nach Hause. Das Com- mando übergab er dem Grafen Fried- rich von Toggenburg. Seitdem zogen die Appenzeller, und die Einwohner von St. Gallen in verschiedene Gegenden aus, standen denjenigen bei, die mit ihnen in Freundschaft und Bund standen, er- oberten aus Dankbarkeit ihrem Anführer, dem Grafen Rudolf, sein Werdenberg

wieder, und zerstörten viele Burgen im Thurgau, und an andern Orten, deren Besitzer in östreichischen Pflichten waren. Die Stadt Wyl, wohin der Abt Cuno mit seinen Mönchen sich geflüchtet hatte, wurde von ihnen belagert, und mußte sich ihnen ergeben. Den Abt führten sie wieder nach St. Gallen zurück. Und wer immer mit ihnen in Feindschaft stand, oder ihren Freunden wehe gethan hatte, oder mit ihren Feinden verbunden war, dessen Gebiet wurde von ihnen weggenommen, dessen Burg verheeret, oder wenigstens erobert. Und je weiter sie drangen desto mehr verstärkte sich ihre Macht; ganze Gemeinden in Feindes Land traten ihnen bei, und schlossen mit ihnen Freundschaft und Bund.

Zuletzt besorgten der Adel und die benachbarten Fürsten einen allgemeinen Ab-

fall des Landes. Um diesem vorzubeugen errichteten sie einen allgemeinen Bund, um den Krieg gegen die Appenzeller und ihre Freunde mit gemeinschaftlichen Kräften so fortzuführen, daß keiner sich seiner Pflicht des Beistandes entziehen, oder sich in einen einseitigen Vergleich mit dem Feind einlassen sollte. Eben wurde Bregenz von den Appenzellern belagert, als die Verbundenen, durch einen starken Nebel begünstiget, gegen sie anrückten. Dießmal unterlagen die Landleute, die sonst immer gesiegt hatten, der Uebermacht. Ungeachtet aller Anstrengung wurden sie zuletzt nach einem Verlust einer beträchtlichen Zahl tapferer Männer doch zum Weichen, selbst mit Zurücklassung ihres Belagerungszeuges, gezwungen.

Ohne Zweifel trug dieser Umstand nicht wenig bei, daß endlich ein Friede er-

folgte. Der Kaiser Ruprecht kam nach Costanz, und suchte zwischen beiden Partheien einen Vergleich zu stiften. Der Spruch erfolgte im Jahre 1408, fiel aber nicht so aus, wie die Appenzeller gewünscht hatten, indem der Kaiser dabei mehr auf die aller Herrschaft gefährlichen Folgen gesehen hatte, welche entspringen würden, wenn ihr Betragen gebilliget würde, als auf die Gründe, wozu sie zu einem solchen Betragen bewogen worden. Ruprecht erklärte ihren Bund für eine der Verfassung des Reichs, und den Rechten geistlicher und weltlicher Herrn zuwider laufende Sache, und löste ihnen auf. Doch verordnete er zugleich, daß keine von den durch die Landleute zerstörten Burgen wieder aufgebauet, der Herzog von Oestreich jenen Oertern, die nun wieder sich ihm unterworfen, ihre herge-

brachten Freiheiten durch schriftliche Urkunden versichern, und kein Herr um dieser Sache Willen an den Seinigen sich rächen sollte. Die Beendigung der Streitigkeit der Appenzeller mit dem Abt von St. Gallen, und die Berichtigung dessen, was der Herzog von Oestreich an Schwyz foderte, verwies er an einen künftigen Ausspruch.

So unbillig ihnen die Auflösung des Bundes schien, so nahmen sie doch diese Entscheidung an; weil sie sich gegen die Uebermacht nicht stark genug fühlten. Mit dem Herzoge von Oestreich schlossen sie alsdann auf zwei Jahre einen Stillstand der Waffen, worin sie die Beibehaltung des ihm abgenommenen Rheinthales zur Bedingniß machten. Den Streit mit dem Abte entschied Ruprecht folgendermassen: Die vier Stücke, die ihm

verpfändet worden: Appenzell, Tüffen, Hundwyl und Urnäsch soll er bis zur Wiedereinlösung behalten. Nach älterm Beispiele soll man ihm gehorchen, die verfallenen Steuern ihm entrichten, und alles Land, das man ihm abgenommen, zurückgeben.

Dieser Spruch wurde nicht angenommen, und Ruprecht gieng darüber mit Tod ab. Zuletzt war der Abt noch froh, daß Schwyz einen Vergleich vermittelte, der ihm aber weniger Vortheile zu gewähren schien, als selbst die Appenzeller zuvor schon angeboten hatten.

Obwohl dieser Krieg nur eine Privatsache zum Grunde hatte, so war er doch wichtiger, als man hätte glauben sollen; denn er war die erste Veranlassung, daß Appenzell in der Folge in den Schweizerbund trat, folglich die Zahl der acht alten

Orte sich zuerst um diesen Ort vermehrte. Im Jahre 1411 wurden die Appenzeller zwar nur noch von sieben Orten der schweizerischen Eidgenossen für ihre Bürger und Landleute erklärt; im Jahre 1452 wurde ein ewiger Bund zwischen ihnen errichtet; im Jahre 1513 aber erfolgte endlich die Aufnahme von allen Cantons.

Indessen hatte das Beispiel der Appenzeller, und der Eidgenossen so viel Eindruck auf den Herzog Friedrich von Oestreich gemacht, daß er endlich mit Ernst einen dauerhaften Frieden wünschte. Dieser wurde im Jahre 1412 auf 50 Jahre geschlossen. Die Eidgenossen, und ihre Bundesfreunde, die von Solothurn (denn auch diese hatten sich längst mit jenen vereiniget) und die von Appenzell behielten darin alles, was sie besaßen.

zur Entscheidung eines jeden Zwists wurden bestimmte Schiedsrichter genehmiget.

Doch der Friede erhielt sich nicht einmal volle drei Jahre. Selbst wider ihren Willen wurden die Eidgenossen durch eine höhere Macht gewissermassen genöthiget, ihr Gebiet auf Kosten der Herzoge von Oestreich noch mehr zu vergrößern. Zu Costanz war damals eben eine Kirchenversammlung beschäftiget, die ärgerliche Spaltung aufzuheben, die in der römischen Kirche ausgebrochen war, da mehrere Päpste zugleich auf dem römischen Stuhle sich zu behaupten suchten. Der nach Costanz vorgeladene Papst, Johann XXIII., hatte zwar anfänglich versprochen, sich den Schlüssen des Conciliums zu unterwerfen, in der Folge

aber sein Wort treulos gebrochen. Widerspenstig hatte er die Flucht in das benachbarte Land des Herzoges Friedrich von Oestreich ergriffen, und widerrechtlich hatte dieser ihm vollen Schutz in seinem Lande gegeben. Darüber belegte das Concilium den Herzog Friedrich von Oestreich, Tyrol im Jahre 1415 mit dem Banne, der Kaiser mit der Reichsacht.

Alle benachbarte Reichsstände wurden nun aufgeboten, zu den Waffen zu greifen, und die Acht zu vollziehen. Unter andern vergieng eine gleiche Auffoderung auch an die Eidgenossen. Vergebens stellten diese vor, der funfzigjährige Stillstand der Waffen sey noch nicht verflossen, ihr gegebenes Wort verbiete ihnen, den Frieden zu brechen. Die Auffoderung wurde mit nur noch mehr Ernst wiederholt; von ihrer Verbindlichkeit, den

Frieden mit dem Herzoge zu halten, sprachen Kaiser und Kirchenversamurlung sie los; und was ein weniger bieders Volk mächtig gereizt haben würde: man versprach ihnen den Besitz des Landes, das sie erobern würden; man bedrohte sie sogar auf den Fall, wenn sie sich weigern würden, mit der Reichsacht, und mit dem Kirchenbanne; also gaben sie nach, und zogen ins Feld. Zürich, Luzern, Schweiz, Unterwalden, Zug und Glaris machten sich nach einer gemeinsamen Uebereinkunft verbindlich, Beute und Eroberungen redlich miteinander zu theilen; Bern hingegen, und Solothurn traten als eine besondere Parthei gegen den Herzog auf. Die von Freiburg, um nicht ihre dem Herzoge schuldige Treue zu brechen, noch auch ihre Pflicht gegen ihre Burgrechtsverwandten zu verletzen, nahmen keinen Theil an dem

tödtete viele, und nahm mehr als 100 Mann gefangen. Zum Unglücke benahm aber ein dichter Nebel den Streitenden fast alle Aussicht. Mathews verlor seine Brigade aus dem Gesichte, und wurde mit seinem ganzen Regiment gefangen genommen. Die kurz zuvor durch ihn gefangen genommenen Britten wurden befreiet. Die übrigen griffen aufs Neue mit verdoppelter Kraft an; und da der Nebel den Amerikanern den Zustand ihrer verschiedenen Corps verbarg; so erzeugten verschiedene Irrungen, welche dadurch entstanden, eine große Verwirrung unter ihnen, und diese endlich eine allgemeine Flucht.

Am Delaware behaupteten indeß die Amerikaner noch eine Zeit lang die Herrschaft; endlich mußten sie aber dieselbe doch ihren Gegnern überlassen. Nicht so

sehr ihrer Tapferkeit oder Geschicklichkeit, als vielmehr der Natur hatten letztere den Besitz dieses Flusses zu danken. Durch den starken Widerstand hatten die spanischen Reuter den Strom gleichsam gezwungen, einen andern Rinnsal zu suchen. Der Kanal, durch welchen er jetzt sich fortwälzte, war durch keine spanischen Reuter, und durch kein anders Hinderniß unzugänglich gemacht. So war es den englischen Schiffen leicht, sich den Werken auf Mud-Island so sehr zu nähern, daß die darin befindliche Mannschaft sie nicht nur auf das heftigste beschießen, sondern auch Granaden in das Fort werfen konnte, wodurch viele Soldaten getödtet wurden. Nachdem alle Werke niedergeschossen, alle Lavetten der Kanonen zertrümmert waren, und dieser Platz nun schon kein Fort mehr heißen konnte, räumten ihn endlich die

Amerikaner. Nach und nach zwang die Uebermacht der Britten die Besatzungen aller übrigen Forts, sich gleichsam zurückzuziehen, und sie verschafften sich dadurch die Herrschaft am Delaware, und die freie Verbindung zwischen der Armee und ihren Schiffen.

Durch so viele und glänzende Siege hatten sich die Britten am Delaware doch nicht mehr erfochten, als den Besitz der einzigen Stadt Philadelphia. Dieser Vortheil war unbedeutend, wenn man betrachtet, daß die Amerikaner noch die Herrn der ganzen umliegenden Gegend blieben; er verschwindet aber ganz und gar, wenn man den außerordentlichen Verlust in Anschlag bringet, welchen die Engelländer zu gleicher Zeit im nördlichen Amerika erlitten. Das war vorzüglich die Absicht der letztern gewesen, zugleich mit

der freien Schiffarth auf den zwischen New-York und Canada liegenden Seen die Kommunikation zwischen beiden Ländern wieder herzustellen. Aus diesem Grunde hatten sie schon gegen das Ende des vorigen Feldzuges sich der Herrschaft über den See Champlain, ohne welche sie ihren Zweck nicht erreichen konnten, zu versichern gesucht. In einem hitzigen Seetreffen, welches am 13ten Oktober 1776 bei Crown-Point vorfiel, gelang es ihnen auch, die amerikanische Seemacht fast ganz zu vernichten, und sie waren nun Meister vom Champlainsee. Zu London täuschte sich das Ministerium mit der schmeichelhaften Hoffnung eines überaus großen Vortheiles, den man von der Ausführung dieses Entwurfes zu erwarten hätte. Es stellte sich schon im Geiste vor, wie die Kolonien, wenn die Verbindung

zwischen Neuengelland und den benachbarten Staaten ganz unterbrochen wäre, ringsumher eingeschlossen, und auf das Aeußerste gebracht, verzweifelungsvoll herbei eilen, und reumüthig um Gnade und Schutz bitten würden.

Um es dahin zu bringen, daß diese angenehme Hoffnung in Erfüllung gehe, hatte man dem General Burgoyne, welcher die Aufhebung dieser Kommunikation vollkommen zu Stand bringen sollte, 7000 Mann wohlgerüsteter und eben so gut disciplinirter Truppen gegeben. Offiziers von ausgebreiteter Erfahrung, und ausgezeichneter Geschicklichkeit kommandirten das Heer. Eine Artillerie, dergleichen kaum jemals eine Armee von ähnlicher Zahl erhalten hatte, war bestimmt, diese wichtige Unternehmung zu unterstützen. Ueberdieß rechnete man auf den kräftigen

Beistand der Wilden, welche man in Hinsicht auf die Expedition für die königliche Sache zu gewinnen suchte. Mit so ansehnlichen Hülfsmitteln versehen, rückte der General Burgoyne, dem festgesetzten Plane gemäß, auf dem See Champlain vor, um, wo möglich, nach Albany, oder weniest so weit zu dringen, als zur Herstellung der Gemeinschaft mit der königlichen Armee in New-York hinreichend wäre. Ein anders Corps von ungefähr 800 Mann gieng unter dem Obersten St. Leger über Oswego nach dem Flusse Mohawk, um von dieser Seite gleichfalls in Albany einzubrechen, und mit der Hauptarmee gemeinschaftlich zu wirken.

Nachdem diese letztere bei Crown-Point die Wilden an sich gezogen, und an diesem Platze selbst ein Lazareth und Maga-

zine angelegt hatte, brach sie nach Ticonderoga auf. Diese Festung liegt an dem westlichen Ufer des Sees Champlain, nicht weit von dem engen Kanale, durch welchen sich der See George in den See Champlain ergießet, auf einer Landspitze, aus welcher auf dreien Seiten, wo sie mit Wasser umgeben ist, rauhe Felsen hervorragen. Die vierte Seite decken theils die alten französischen Verschanzungen, theils ein tiefer Morast. Diese alten Verschanzungen hatten die Amerikaner rechts und links durch neue Werke, und durch einige daselbst errichtete Blockhäuser noch mehr befestiget. An dem östlichen Ufer des Kanals, Ticonderoga gegenüber, war ein hoher runder Hügel unter dem Namen Mount Independence befestiget. Auf dem Gipfel desselben befand sich eine mit Geschütz hinlänglich versehene Sternschanze.

Den Fuß des Berges schützten gleichfalls starke, mit Geschütz hinlänglich besetzte Verschanzungen, und auf der halben Höhe des Berges eine Batterie. Auf dem Kanale waren Boote und Flöße durch Ketten und Hacken mit einander verbunden, und an die über den Kanal geschlagene Brücke befestiget. Dadurch war aller Zugang zu Wasser von der nördlichen Seite unmöglich gemacht.

Für so weitläufige Festungswerke, als Ticonderoga hatte, war die Zahl der Amerikaner, welche sie vertheidigen sollten, viel zu geringe. Kaum hatten sich die Britten genähert, als schon drei Viertheile der Außenwerke von Ticonderoga und Mount-Independence von ihnen umringt waren. Auf Sugar-Hill errichteten sie eine Batterie, welche beide Plätze beherrschte. Hätte der Kommandant St. Clair nicht also-

gleich andere Maaßregeln ergriffen, in 24 Stunden würde er mit seiner ganzen Besatzung ein Kriegsgefangener der Britten gewesen seyn. Er berief aber einen Kriegsrath, und auf dessen einmüthiges Gutachten räumte er diesen Posten. Dadurch rettete er die Armee, und einen beträchtlichen Theil des Magazins.

Sobald die Britten bemerkten, daß der Feind die Festungswerke verlassen habe, setzten sie ihm nach. Bei dieser Gelegenheit verloren die Amerikaner fünf Galeeren, wovon 2 gefangen genommen, und 3 in die Luft gesprengt wurden. Nach einem äußerst müheseligen Zurückzuge, den wiederholte Gefechte gefährlich machten, kamen sie endlich nach und nach beim Fort Eduard an. Aber auch dort fanden sie in die Länge keine Sicherheit. Burgoyne rückte auf einem äußerst rauhen,

unwegsamen, durch Waldbäche und Moräste unterbrochenen Boden, den überdieß die in einander geschlungenen Aeste umgehauener Bäume ungangbar machten, auf dieses Fort los, und nach einem überaus beschwerlichen Marsche kam er endlich am 30sten Julius 1777 daselbst an. Bei der Ankunft der Britten zogen sich die Amerikaner nach Saratoga hin.

Während daß der General Burgoyne mit Gewalt nach Albany vordrang, fuhr der Oberstlieutenant St. Leger den Lorenzfluß hinauf, setzte dann über den Ontario, und breitete sich in der Grafschaft Mohawk aus. Wie der amerikanische General Harkimer sah, daß jener gegen das Fort Schuyler anrücke, um es zu belagern, zog er geschwind aus der Nachbarschaft ungefähr 800 Mann zusammen, um die Besatzung zu unterstützen.

Während er aber auf dem Marsche begriffen war, wurde er am 6ten August von Königlichgesinnten und Indiern, welche der Oberstlieutenant in einen Hinterhalt gestellet hatte, plötzlich überfallen. Harkimer fiel im Gefechte; nebst ihm wurden noch 159 Mann getödtet; die übrigen retteten sich durch die Flucht. Dennoch konnten weder dieser Unfall, noch die Ermahnungen des Oberstlieutenant den Kommandanten bewegen, das Fort zu übergeben. Bei dieser Gelegenheit sah man wieder ein Beispiel von den außerordentlichen Wirkungen des Patriotismus. Ungeachtet der großen Gefahr von den Britten, oder wohl gar von den Wilden ergriffen, und grausam behandelt zu werden, wagte sich der Oberstlieutenant Willer, und der Lieutenant Stakwell in der Nacht mitten durch das feindliche

Lager, und foderten ihre Landsleute nach einer Reise von 50 englischen Meilen durch getreue Darstellung der wahren Lage des Forts feierlich auf, zum Entsatze desselben herbeizueilen. Die gesuchte Hülfe kam wirklich an; die Indier, durch absichtlich verbreitete Nachrichten von der außerordentlich großen Macht, welche gegen sie heranziehe, erschreckt, zogen ab; diese plötzliche Veränderung brachte unter dem übrigen Heere so viel Furcht und Verwirrung hervor, daß St. Leger sich genöthiget sah, die Belagerung aufzuheben. So eilfertig und unordentlich geschah der Zurückzug, daß die Feinde ihre Zelte und einen Theil des Geschützes und der Munition stehen ließen, deren sich hernach die Besatzung des Forts bemächtigte.

Den Zeitpunkt, da St. Leger das Fort Schuyler belagerte, hielt Burgoyne

für den schicklichsten, die Amerikaner durch rasches Vorrücken auf Albany entweder zwischen zwei Feuer zu bringen, oder sie zur Flucht nach Neuengelland zu nöthigen, und so in Unthätigkeit zu versetzen. Um dieses Vorhaben desto leichter ausführen zu können, beschloß er, zuerst das Dorf Brennington, wo sich ein Magazin und ein großer Vorrath von Kriegsbedürfnissen befand, wegnehmen zu lassen. Dadurch konnte er sich nicht nur in den Stand setzen, ununterbrochen weiter vorzurücken; sondern auch das Hinderniß, welches die Unternehmungen einer Armee am meisten erschweret, den Mangel an Lebensmitteln auf einmal entfernen. Man hatte ihm vorgesagt, einem großen Theile der Bewohner dieses Landes habe der Schrecken die Hände gelähmet, ein noch größerer begünstige heimlich die Britten. Um so

mehr ward er dadurch in seinem Vorhaben bestärkt, und er schickte daher den Oberstlieutenant Baum nur mit 500 Mann, 100 Indiern und zweien Feldstücken ab, mit dem Auftrage, diesen Entwurf auszuführen.

Baum fand bei seiner Ankunft die Lage der Sache ganz anders, als er und sein General sich vorgestellet hatten. Anstatt einer unbedeutenden Besatzung, welche leicht hätte über den Haufen geworfen werden können, stand bei Bennington ein sehr zahlreiches Corps amerikanischer Miliz. Der Oberstlieutenant berichtete dieses dem General durch einen Courier, und bat um schleunige Hülfe. Burgoyne schickte sogleich den Obersten Breymann mit einem Detaschement zur Unterstützung ab. Dieser bot alle Kräfte auf, um weiter zu kommen; aber die äußerst schlechten

Wege und der Mangel an Pferden und Wagen zum Transport hielten ihn so sehr auf, daß er mit aller Anstrengung in 32 Stunden nicht mehr als 24 englische Meilen zurücklegen konnte. Indessen griff der amerikanische General Starke mit 800 Mann den Oberstlieuenant Baum muthig an, und eine Militz, die im Kriegswesen gar nicht geübt war, und kein Bajonet und kein Feldstück hatte, schlug 500 Mann regulärer, mit den besten Waffen und mit Feldstücken versehener, und hinter guten Verschanzungen gelagerter Truppen von dem Platze. Als der Oberste Breymann ankam, war das Schlachtfeld schon geräumet, und anstatt daß er in den Stand gesetzt wurde, die Seinigen zu unterstützen, wurde er vielmehr selbst angegriffen, und nach einem hartnäckigen Gefechte zum Weichen gebracht.

Dessenungeachtet blieb der General Burgoyne seinem Vorsatze, oder vielmehr dem vom brittischen Ministerium erhaltenen Auftrage, nach Albany vorzudringen, getreu, und nachdem er, um aus dem Fort George Lebensmittel herbeizuschaffen, vom 16ten August bis zum 13ten September unthätig in seinem Lager verweilet hatte, beraubte er sich selbst aller Gemeinschaft mit den Magazinen hinter seinem Rücken, und gieng über den Hudsonsfluß. Der von großen Hoffnungen verblendete Feldherr vermuthete nicht, daß er seinem Verderben entgegen gehe.

In diesem Theile von Nordamerika hatte sich indessen alles geändert. Die Kolonisten, anstatt auf so viele und empfindliche Niederlagen den Muth zu verlieren, waren vielmehr von einem neuen

Eifer entflammet, sich, ihre Familien und ihre Habschaften zu retten. Die unmenschlichen Grausamkeiten der Indier hatten alles nicht so sehr gegen sie, als gegen diejenigen, die sich ihrer gegen die Kolonisten bedienten, empört. Das Bewußtseyn, daß auch die Anhänglichkeit an die königliche Sache den Freunden derselben keine Sicherheit gebe, und daß die gefühllosen Wilden Freunde und Feinde gleich grausam mißhandelten, überzeugte einen jeden, daß seine Rettung nur von einer standhaften Selbstvertheidigung zu erwarten sei. Alles griff daher zu den Waffen; aus den Städten, aus den Dörfern und von den Gebirgen strömten die Einwohner in großen Haufen herbei, und machten gemeine Sache mit der Armee, so daß endlich die Zahl derselben sich auf 13,000 Mann belief. Wurden auch zuweilen einige in

einem Gefechte in die Flucht geschlagen: sogleich stand wieder ein anders Corps an ihrer Stelle. Die Erinnerung an einige erst seit Kurzem erfochtene Siege über den Feind weckte in den Amerikanern ein Selbstvertrauen in ihre Kräfte, und mit diesem eine Standhaftigkeit auf, welche keine Vorstellung irgend einer Gefahr zu erschüttern im Stande war.

Gegen ein in so hohem Grade begeistertes Volk mit Miethsoldaten vorrücken, deren Muth die letzten Unfälle bereits niedergeschlagen hatten, war eine äusserst gewagte, und, man darf wohl sagen, unkluge Handlung. An demselben Tage, an welchem Burgoyne über den Hudsonsfluß gieng, überfiel der amerikanische Oberste Brown die äußern Posten zwischen dem Landungsplatze und dem nördlichen Ende des Sees St. George, und das

Corps der Festung Ticonderoga, eroberte Mount-Defiance, Mount-Hope, die alten französischen Linien, ein Blockhaus, 200 Fahrzeuge, mehrere Kanonenbote, und eine bewaffnete Schaluppe, machte 290 Mann zu Gefangenen, und entriß den Britten 100 Amerikaner, die in ihrer Gefangenschaft waren.

Burgoyne war indessen fortgerückt, und setzte sich endlich drei Meilen überhalb Stillwater auf einigen Anhöhen, zwo Meilen weit von dem Lager des Generals Gates, welchem der Kongreß seit kurzer Zeit das Kommando in dieser Gegend anvertrauet hatte. Die Amerikaner riß sogleich ihr durch ihre letzten Siege entflammter Muth hin, ihn anzugreifen. Das Treffen begann am 19 September ein wenig vor Mittag zwischen den Vorposten beider Armeen. Bald verbreitete

es sich aber beiderseits auf das ganze Heer. Drei Stunden lang schlugen sich beide Theile mit der äußersten Hartnäckigkeit. Keiner wich von dem Platze, und wenn es einer that, so kehrte er sogleich wieder zurück, und focht mit doppelter Anstrengung. Die einbrechende Nacht gebot endlich den Streitenden das Schwert in die Scheide zu stecken. Entscheidende Folgen hatte das Treffen nicht; doch war es kein geringer Vortheil, daß die Wilden, erschreckt durch den Anblick der verheerenden Tapferkeit der Kolonisten, alle Lust, den Britten weiter zu dienen, verloren. Keine Vorstellung war vermögend, sie zu bewegen, daß sie Stand hielten. Auch die Canadier und die übrigen Anhänger der Britten entzogen sich der sichtbaren Gefahr, der Uebermacht zu unterliegen, und verließen die brittische Fahne.

Doch ungeachtet dieser nachtheiligen Verminderung seiner Macht entsagte der brittische General nicht ganz der Hoffnung. Der Kommandant von New-York, Heinrich Clinton, hatte ihm versprochen, die Amerikaner durch einen Angriff auf ihr Fort am Hudsonsflusse zur Zertheilung ihrer Macht zu nöthigen. Der 12te Oktober war zur Ausführung dieses Vorhabens bestimmt. Burgoyne war noch mit so vielen Lebensmitteln versehen, als er bis zu dieser Zeit für hinreichend hielt, und sicherte sich indessen gegen einen feindlichen Ueberfall durch Verschanzungen, womit er sein Lager befestigen ließ. Aber die bestimmte Zeit näherte sich allmählig, und keine Spur war zu entdecken, daß Clinton sein Versprechen wirklich erfüllen werde. Schon seit dem Anfange des Oktobers bekam jeder

Soldat eine geringere Portion, als bisher. Länger in einer solchen Lage zu bleiben, und die Armee der Gefahr einer Hungers-noth auszusetzen mißrieth die Klugheit. In diesem traurigen Zustande machte der General am 7ten Oktober eine Bewegung gegen den linken feindlichen Flügel. Entweder sollte dieselbe seinem Plane gemäß dazu dienen, sich durchzuschlagen, wenn es die Umstände zuließen, oder wenigst eine beim hereinbrechenden starken Mangel ihm höchstnöthige Fouragirung zu decken.

Die nun im Vertrauen auf ihre Zahl, auf ihren Muth und auf ihr bisheriges Glück streitgierigen Amerikaner sahen nicht so bald den Feind auf ihren linken Flügel vorrücken, als sie plötzlich mit der größten Heftigkeit auf ihn hinstürzten. Der Major Ackland hielt mit den englischen

Grenadiers diesen Angriff standhaft aus. Bald aber dehnten ihn jene auf die ganze Front der deutschen Truppen aus, welche zur Rechten der Grenadiers standen, und ließen auch ein starkes Corps der Britten in die Flanke gehen, um ihnen den Rückzug abzuschneiden. Dadurch wurden sie genöthiget, eine zwote Linie zu formiren, um ihren Rückzug in das Lager zu decken. Ehe sie aber dieselbe zu Stand bringen konnten, erschien ein neues und stärkers Corps Amerikaner, welches mit Uebermacht über die Britten herfiel, und sie zum Weichen brachte. Nur die leichte Infanterie, und das 24ste Regiment, welche herbeieilten, retteten diesen Theil der Armee noch von einer gänzlichen Niederlage. Die Feinde zogen sich in ziemlich guter Ordnung zurück; aber die Amerikaner, deren Muth durch diesen Sieg noch

nicht hinlänglich gesättiget war, verfolgten sie bis in ihre Linien und in ihr Lager, welche sie an verschiedenen Seiten mit ihrer nun gewöhnlichen Unerschrockenheit bestürmten. Der Werke, welche die leichte Infanterie besetzt hielt, konnten sie sich zwar nicht bemeistern; sie mußten zurückweichen; jene hingegen, welche der Oberstlieutenant Breymann vertheidigte, erstiegen sie nach einem heftigen Angriffe. Nur die Nacht machte dem hitzigen Gefecht ein Ende.

Die Stellung, in welche dieses unglückliche Treffen den General Burgoyne hingedränget hatte, war sehr gefährlich. Ohne in der Folge sich und die Armee auf das Spiel zu setzen, konnte er nicht länger darin bleiben. Dieses nöthigte ihn, sie ganz zu verändern. In aller Stille schaffte er in einer einzigen

Nacht das ganze brittische Lager ohne Verlust und Unordnung fort. Die Amerikaner ergriffen aber solche Maaßregeln, welche alle Anschläge und Bewegungen des Generals fruchtlos machten. Gates besetzte die Anhöhen der Furth bei Saratoga gegenüber mit 1400 Mann; um 2000 mehr stellte er in den Nachtrab, um den Britten den Rückzug nach dem Fort Eduard abzuschneiden. Ein Detaschement von 1500 Mann kam höher hinauf an eine Furth zu stehen. Kaum hatten die Kolonisten an diesen Plätzen Posto gefaßt, als Burgoyne, um nicht eingeschlossen zu werden, sich nach Saratoga zurückgezogen. Zu seiner großen Bestürzung fand er aber die gegenüber liegenden Höhen von den Amerikanern besetzt, und sich folglich gehindert, über die Furth zu gehen. Um sich einen sichern Rückzug nach dem See

George zu verschaffen, schickte er Zimmerleute mit einer Bedeckung ab, daß sie die Brücke wiederherstellen sollten. Allein ein Corps Amerikaner kam ihnen entgegen, und zerstreute sie. Nun beschloß der General, das einzige Mittel, zu entkommen, welches ihm noch übrig war, zu ergreifen nämlich im Dunkel der verschweigenden Nacht mit seiner Armee nach dem Fort Eduard abzugehen. Wie er aber im Begriffe war, dieses Vorhaben auszuführen, meldeten ihm seine Kundschafter, daß die Amerikaner der Furth des Hudsonsflusses gegenüber, über welche die Armee hätte passiren müssen, in einem festen Lager ständen, und eine große Anzahl derselben auf der Anhöhe zwischen dem Fort Eduard und dem Fort George versammelt sei. Jetzt befand sich Burgoyne in einem Gedränge, in welches das Unglück kaum

jemals einen Feldherrn versetzt hatte. Abgeschnitten von allen Oertern, woraus er Lebensmittel hätte ziehen können; unfähig, nach Albany vorzudringen, da ihm eine überlegene Macht im Wege stand; eben so sehr außer Stand gesetzt, sich zurückzuziehen, da auch im Rücken so, wie auf allen Seiten starke Corps seiner warteten; überall vom Feind umringt, folglich der letzten Wohlthat des unglücklichen Kriegers: der Flucht, beraubt; und bei allen diesen traurigen Umständen noch durch ein unausgesetztes Kanonenfeuer in seinem Lager beunruhiget, sah er sich endlich, da sein Vorrath von Lebensmitteln nur noch auf drei Tage hinreichte, auf den allgemeinen Ausspruch eines Kriegsrathes genöthiget, sich am 16ten Oktober 1777 auf Kapitulation zu ergeben. 5790 Mann ohne die Getödteten, Verwundeten und

Kranken, welche man zusammen auf 4689 anschlug, wurden zu Kriegsgefangenen gemacht. Die Beute an Feldstücken, Gewehren und andern zum Kriege dienlichen Dingen war beträchtlich.

Sir Heinrich Clinton hatte sich indessen wirklich in Bewegung gesetzt, um den Amerikanern zum Besten des Generals Burgoyne die versprochene Diversion zu machen. Mit leichter Mühe bemächtigte er sich des Forts Montgomey. Aber dem Generale, welcher damals schon aus seiner Stellung gerücket war, konnte diese Unternehmung nichts mehr nützen. Die Britten, welche sich durch diese Eroberung die Schiffarth auf dem North-River geöffnet hatten, breiteten sich hierauf in dem benachbarten Land aus, und richteten durch Feuer und Schwert grausame Verwüstungen an. Als sie aber Bur-

goynes Schicksal erfuhren, und Gates ihnen entgegen rückte, zogen sie sich nach New-York zurück. Jene Truppen, welche Ticonderoga besetzt hielten, getrauten sich gleichfalls nicht, ihren Posten zu behaupten, sondern giengen, nachdem sie ihr grobes Geschütz unbrauchbar gemacht hatten, nach Canada.

Unstreitig waren diese Vortheile, welche die Gefangennehmung des brittischen Heeres nach sich zog, in militärischer Rücksicht von großer Bedeutung. Aber noch weit wichtiger war die Wirkung, welche dieser glückliche Vorfall zum Besten der Amerikaner im Auslande hervorbrachte. Er bewog den König von Frankreich, eine Allianz mit den Amerikanern zu schließen, welche ihnen in Behauptung ihrer Unabhängigkeit eine mächtige Unterstützung ver-

lich, und den Besitz derselben für immer versicherte.

Dahin war seit der Zeit, da den Amerikanern der Krieg mit Großbrittanien unvermeidlich geworden war, das Bestreben des Generalkongresses gegangen, Freunde zu suchen, welche sie im Falle der Noth unterstützen, oder auch nur mit Kriegsbedürfnissen versehen sollten. Vor allen europäischen Mächten schien Frankreich ein besonders Interesse zu haben, die Wünsche der Kolonisten zu befriedigen. Eifersucht über Engellands Größe beunruhigte fast alle europäischen Königreiche; aber keines stärker, als Frankreich. Die allzugroße Macht eines Reiches, welches sich der allgemeinen Herrschaft über die See anmaßte, und hochmüthig allen übrigen Gesetze vorschrieb, zu vermindern, war ein Wunsch, den mehrere Cabinete

erfüllet zu sehen eben so sehr sich beeiferten, als das französische. Der Generalkongreß in Nordamerika sah frühezeitig ein, welche Vortheile die Krone Frankreich aus den Steitigkeiten der Kolonien mit Großbrittanien ziehen könnte, und schickte daher im Frühlinge des Jahres 1776 einen Agenten nach Frankreich ab. Dieser sollte seinen Landsleuten die Freundschaft des Hofes erwerben, und Waffen und Munition verschaffen. Deane, so hieß der Agent, erhielt auch bald, was er verlangte. Eine große Menge Waffen, Munition, Kleidungsstücke und andere Hülfsmittel wurde in kurzer Zeit aus Frankreich nach den Kolonien abgeschickt. Doch dem Kongreß schien dieses noch nicht hinreichend. Frankreich sollte nicht bloß Kriegsbedürfnisse liefern; es sollte vermittelst eines Traktats näher in das Interesse der ver-

einigten nordamerikanischen Provinzen gezogen werden. In dieser Absicht wurden noch 2 geschickte Männer, Doktor Franklin und Arthur Lee nach Paris abgeschickt, und dem Agenten Deane beigesellet. Nach einigen Unterredungen mit den französischen Ministern und andern Personen von Ansehen nahmen diese bald wahr, daß der Hof zu Versailles den Kolonien nicht abgeneigt sei. Heimlich gab man ihnen dieses zu verstehen, öffentlich nahm man eine andere Miene an. Diese behutsame Zurückhaltung war nothwendig, wofern man es dahin bringen wollte, daß die Losreißung der Kolonien von Engelland eine Dauer habe. Die Krone Frankreich mußte die Absicht, sie zu unterstützen, geheim halten, damit nicht Großbrittanien, erschüttert durch die unerwartete Erscheinung

eines neuen mächtigen Feindes geschwind sich mit den Kolonien aussöhne. Der natürliche Gang der Sache machte aber endlich eine längere Verzögerung unnütz und gefährlich. Zween Umstände waren es vorzüglich, welche den französischen Hof bestimmten, mit den Amerikanern unverzüglich eine Allianz zu schließen: einmal ihre beispiellose Standhaftigkeit, womit sie zur Zeit, da sie, durch die brittischen Waffen in das größte Gedränge gebracht, von allem Glücke und fast von aller Hoffnung verlassen waren, sich dem brittischen Hofe doch nicht unterwarfen, sondern ihre Unabhängigkeit aufs Neue erklären; und dann die Gefangennehmung des Generals B u r g o y n e mit seiner ganzen Armee, und das Uebergewicht, welches sie sich erst seit kurzer Zeit über den Feind verschaffet hatten. Aus dem erstern schloß

das französische Ministerium mit Recht, die Revolution sei nicht das Privatwerk einiger aufbrausender Köpfe, sondern Wunsch der ganzen Nation, und wohlüberlegter Plan; und der zweite Umstand war eine Auffoderung für Frankreich, den im Gedränge befindlichen Britten keine Zeit übrig zu lassen, um sich durch irgend ein Mittel herauszuziehen. Man gab daher den amerikanischen Abgeordneten endlich öffentlich den schon lange gefaßten Entschluß des Hofes zu erkennen. Nachdem sie ein ganzes Jahr, vom December 1776 bis zum 16ten desselben Monats 1777 Unterhandlungen gepflogen hatten, berichtete ihnen der königliche Staatssekretär Gerard: sein Hof habe beschlossen, die Unabhängigkeit der vereinigten Provinzen anzuerkennen, und zu unterstützen, auch einen Traktat mit ihnen zu schließen,

wodurch beide Partheien gleiche Vortheile genießen sollten. Nur das einzige bedinge er sich, daß dieselben nie in einem künftigen Friedensschlusse ihrer Unabhängigkeit entsagen, und zur Unterwürfigkeit unter die brittische Regierung zurückkehren sollten. Das Freundschafts- und Handlungsbündniß wurde am 6ten Februar 1778 förmlich geschlossen, und Ludwig XVI, König von Frankreich erklärte sich darin zum Gewährsmann der Unabhängigkeit und des Handels der dreizehn vereinigten Provinzen in Nordamerika.

Welchen tiefen Eindruck die unerwartete Nachricht von dem Schlusse dieses Bündnisses in Engelland gemacht habe, kann nur dem Herrschsüchtigen begreiflich seyn, welchem schon einmal seine leidenschaftlichen Entwürfe plötzlich vereitelt

worden. Eher hätte sich das Ministerium alles in der Welt vorgestellet, als daß von Europa aus ein Schlag erfolgen, und der Sache auf einmal eine andere Wendung geben würde. Kaum konnte es die Möglichkeit einer solchen Ereigniß glauben, und es ist ungewiß, ob seine Bestürzung darüber größer war, oder sein Aerger. Die Hofparthei erklärte das Betragen des französischen Hofes für einen Angriff auf die Ehre der Krone, und auf die Wohlfahrt des Königreiches, und wollte denselben dafür gezüchtiget wissen; die Klügern, welche der Sache tiefer auf den Grund sahen, trugen auf einen Frieden mit den amerikanischen Provinzen an, selbst in dem Falle, wenn man die Unabhängigkeit derselben anerkennen müßte; das Ministerium verfiel endlich auf den ungereimten Vorschlag, man sollte sich bemühen, die

Amerikaner von dem Bündnisse mit der Krone Frankreich wieder abwendig zu machen. Dieses letztere Projekt erhielt Beifall, und man fieng an, Hand an das Werk zu legen.

Im Unterhause brachte der Minister am 17ten Februar zwo Bills ein, welche die Grundlage zu einer Aussöhnung mit den Kolonien und zur Wiedervereinigung derselben mit Großbrittanien enthielten. In der ersten wurde das Parliament aufgefodert, seine Meinung über die Ausübung des Besatzungsrechtes in den königlichen amerikanischen Provinzen, Kolonien und Pflanzungen zu eröffnen; durch die zweite geschah der Antrag, daß der König bevollmächtiget werden sollte, Kommissärs mit hinlänglicher Macht aufzustellen, über die Beilegung der in den Kolonien herr-

schenden Unruhen zu Rath zu gehen, zu unterhandeln, und zu entscheiden.

Noch waren diese Bills nicht zu förmlichen Akten erhoben, als man sie schon nach Amerika an den Admiral Lord Howe und an seinen Bruder den General sandte, welche sie sogleich mit einer Fahne an den Kongreß schickten. Dieser wußte damals noch nichts von dem Bündnisse, welches seine Bevollmächtigten in Frankrich geschlossen hatten. Dessenungeachtet verwarf er die Anträge des brittischen Ministers mit musterhafter Standhaftigkeit. Er erklärte einen jeden, der eine besondere Uebereinkunft mit irgend einem brittischen Kommissär treffen würde, für einen offenbaren Feind des Vaterslandes. Auch lehnte er schlechterdings eine Zusammenkunft mit brittischen Ministern ab, wenn nicht die Engelländer zuerst ihre Flotten und

Armeen zurückziehen, und die Unabhängigkeit der vereinigten Provinzen ausdrücklich anerkennen würden. In kurzer Zeit erschienen aber doch königliche Kommissärs, auf deren Absendung die gedachte Bill angetragen hatte. Aber ihr Versuch, Unterhandlungen anzuspinnen, war fruchtlos. Hatte der Kongreß schon zuvor Großbritaniens Vorschläge als listige Versuchungen ausgeschlagen, so that er es jetzt um so mehr, da er Nachricht von dem Schlusse der Allianz mit Frankreich erhalten, und sich einer fremden Unterstützung zu erfreuen hatte. Diese glückliche Ereigniß hatte in Amerika eine außerordentliche Freude hervorgebracht. Der Donner der Kanonen verkündigte das Entzücken der ganzen Armee. Die verschiedenen Corps versammelten sich, und feierten den Tag, an welchem die glückliche Allianz war geschlossen

worden, als einen der heiligsten Festtage. Die Feldprediger hielten Reden an die Armee, und dankten dem Himmel für dieses Glück. Die Empfindungen der Einwohner in den Städten und auf dem platten Lande können nur nachempfunden, aber nicht beschreiben werden.

Schon diese öffentliche Stimmung des Volkes hätte die königlichen Kommissärs belehren sollen, daß ihre Bemühung, die Amerikaner zum Abtritte von der Allianz mit Frankreich zu vermögen, und dieses zu einer Zeit, da alles vor Freude über dieselbe gleichsam betäubt war, fruchtlos seyn werde. Nur solche Menschen, deren Gemüther keine heftige Leidenschaft in Unruhe erhält, sind für Gründe empfänglich, welche eine Veränderung ihrer Gesinnungen hervorbringen sollten. Aber die Kommissärs nahmen entweder aus Mangel

an Kenntniß des menschlichen Herzens, oder aus Diensteifer keine Rücksicht auf diese Wahrheit. Da der Kongreß überhaupt alle Zurückkehr unter Engellands Herrschaft schlechterdings verworfen hatte, wandten sie sich an einzelne Mitglieder desselben. Aber auch hier verfehlten die Reize der Verführung ihren Zweck. Unter andern ließ der Gouverneur Johnstone, einer von den Kommissärs, den Deputirten Joseph Reed durch einen Dritten versichern, er sei bevollmächtiget, ihm, wenn er seine Talente zur Wiedervereinigung der Kolonien mit Großbrittanien anwenden wollte, 10,000 Pfund Sterling, und jedes Amt in den Kolonien Sr. Majestät anzubieten. Da erwachte, als Reed diesen einen Patrioten entehrenden Antrag vernahm, plötzlich ein gerechter und edler Unwille in seinem Busen.

Ich bin, antwortete er mit einer Miene, welche Mitleiden und Verachtung zugleich ausdrückte, des Kaufens nicht werth; aber mich zu erkaufen, ist auch der König von Großbritanien nicht reich genug. Nachdem den brittischen Kommissärs alle Versuche, selbst auch die, das gemeine Volk gegen seine eigene Sache aufzuwiegeln, mißlungen waren, that das Ministerium nicht weiter einen Schritt, um auf diesem Wege zu seinem gewünschtem Ziele zu gelangen, sondern überließ, durch die Noth gedrungen, den Ausgang der Sache dem unsichern Erfolge der Waffen.

Durch das Bündniß mit Frankreich hatte sich die ganze Natur des Krieges verändert. Die Krone Engelland hatte es nun nicht mehr bloß mit den Kolonien, sie hatte es noch weit mehr mit der Krone

Frankreich zu thun. Bald nach dem Schlusse der Allianz segelte der Graf Estaing mit 12 Linienschiffen und 4 Fregatten von Toulon aus nach Amerika. Am 9ten Julius erschien er an der Mündung des Delaware.

Die Engelländer hatten schon zum voraus geahndet, daß etwas solches erfolgen würde, und daher den Befehl gegeben, Philadelphia zu räumen. Die Räumung geschah am 18ten Junius, an welchem die Armee über den Delaware nach New-Jersey gieng. Auch Washington hatte schon vor ihrem Abmarsche Kundschaft von ihrem Vorhaben, Philadelphia zu verlassen, erhalten, und daher unverzüglich einige Dataschements abgeschickt, welche die Britten indessen beunruhigen, und auf dem Marsch aufhalten sollten, bis er selbst mit der Hauptarmee nachkommen würde.

Zum Theile wurde auch diese Absicht von ihnen erreichet. Anfänglich stürzte sich zwar ein Theil der brittischen Armee auf sie hin, und drängte sie zurück. Indessen gewannen aber die Amerikaner Zeit, in den Wäldern und auf den Anhöhen eine gute Stellung zu nehmen. Dadurch, und durch ihr heftiges Feuer gelang es ihnen, nicht nur ein weiters Vorrücken der Britten zu hindern, sondern sie auch zum Weichen zu bringen. Schon war es so weit gekommen, daß Washington hoffen konnte, es werde am folgenden Morgen ein allgemeines Treffen erfolgen. Die Armee blieb daher die ganze Nacht in ihrer Schlachtordnung. Als aber mit dem folgenden Morgen das Tageslicht anbrach, fand er zu seinem Erstaunen das ganze Feld, worauf die Britten gestanden hatten, bis auf einige schwer verwundete

Officiers und Gemeine leer. Ein amerikanisches Corps hatte sehr nahe an den Britten gestanden, und doch hatte es nicht das Geringste von ihrem Abzuge bemerkt; mit so sorgfältiger Stille hatten sie denselben unter dem Schutze der Nacht bewerkstelliget! Die Engelländer setzten hierauf ihren Marsch am 30sten Junius ohne weiters Hinderniß fort, und retteten ihre Flotte und ihre Armee vom Delaware und von Philadelphia glücklich nach dem Haven und der Stadt New-York.

Hätten es die Umstände dem Grafen d'Estaing möglich gemacht, nur um 12 Tage früher am Delaware zu erscheinen; die brittische Macht wäre unstreitig vernichtet worden, besonders wenn die amerikanische Armee zu gleicher Zeit Philadelphia belagert hätte. Da er aber diesen

Zweck nicht hatte erreichen können, segelte er nach Sandy-Hook. Während der Zeit, da die französische Flotte daselbst vor Anker lag, fielen zwanzig Fahrzeuge unter brittischer Flagge in ihre Gefangenschaft. Am 22sten Julius lichtete sie die Anker. Die Angst, welche die Britten bei diesem Anblicke befiel, ist unbeschreiblich. Ihre Seemacht in dieser Gegend war der französischen bei weitem nicht gewachsen. Nicht ohne Wahrscheinlichkeit befürchteten sie, der Graf dürfte sich mit Gewalt den Weg in den Haven bahnen, und sie zu einem entscheidenden Gefechte zwingen. Der Ausgang desselben würde dann nicht nur das Schicksal der großen Transportflotte, sondern das Schicksal der ganzen Armee bestimmet haben. Daß sie sich in solchen Umständen, und bei dem Bewußtseyn ihrer Schwäche in ein entscheidendes

Gefecht einlassen sollten, war ein Gedanke, welcher sie heftig beunruhigte. Zu ihrem Glücke erklärten die amerikanischen Lootsen, welche die Franzosen bei sich hatten, die Durchfarth so tief gesenkter Schiffe für unmöglich. d'Estaing brach daher von Sandy-Hook auf, und segelte nach New-Port, um einen Versuch auf Rhode-Island zu machen. Aber Lord Howe erscheint jetzt mit einer überlegenen Zahl von Schiffen auf der dortigen Höhe, und d'Estaing, entschlossen, ihm ein Treffen zu liefern, gieng sogleich in die See. Es erfolgte ein hitziges Treffen, worin beide Partheien mit gleich großer Tapferkeit fochten. Nicht der Mangel an Standhaftigkeit, nicht die Ermüdung, nur die Finsterniß der hereinbrechenden Nacht that endlich den Streitenden Einhalt. Aber obwohl die brittische Flotte zur Zurückkehr

nach New-York genöthiget war, um dort ihre Schiffe wieder auszubessern: so verweilte der Franzose doch nicht länger, als zween Tage in der Gegend von Rhode-Island, sondern schiffte am 22sten Julius nach Boston. Die Folge dieses nachtheiligen Schrittes war, daß sich nun die Amerikaner keine Sicherheit mehr in dieser Gegend versprachen, und daher zuerst sich nach dem nördlichen Ende der Insel zurückzogen, in der Folge aber, als sich die brittische Flotte wieder an der Küste sehen ließ, Rhode-Island gänzlich räumten. Sobald Heinrich Clinton, welcher mit der gedachten Flotte an der Küste erschienen war, die Insel verlassen sah, gieng er nach New-York zurück, und schickte hierauf den General Grey in die Gegend von Bedfort mit dem Auftrage ab, sich der amerikanischen Kaper, die sich

dort in großer Anzahl befanden, zu bemächtigen. Der General vollzog seinen Auftrag mit der größten Strenge. Eine Menge Wohnungen, Zeughäuser, Magazine, Werfte und Schiffe wurden in den Monaten September und Oktober auf seine Veranstaltung ein Raub der Flammen.

Mit diesen zwar kleinen, aber nachtheiligen Unternehmungen beschlossen die Britten den Feldzug in den nördlichen Provinzen von Amerika. Da jetzt die rauhe Jahrszeit des Winters allmählig hereinbrach, so ließ sich in dieser Gegend nichts mehr von Wichtigkeit unternehmen. Um jedoch die Kolonien indessen nicht ruhen zu lassen, beschlossen sie eine Expedition in den südlichen Staaten. Der Oberstlieutenant Campbell gieng am 27sten November mit einem Regiment

Infanterie, zweien Bataillons Hessen, vier Bataillons Loyalisten, und einem Detaschement Artillerie unter Bedeckung eines kleinen Geschwaders von Kriegsschiffen, worüber der Kommodore Hyde-Parker das Kommando hatte, nach Georgien ab. Unstreitig lohnte es der Mühe, diese Provinz zu erobern. Ihre Einnahme bahnte den Britten den Weg nach Carolina. Alle Einfälle und Neckereien in Ost-Florida von Seite der Gegenparthei mußten aufhören, sobald diese Provinz in den Händen der Britten war; ihre natürliche Lage hatte sie zur Schutzwehre für jene Gegend gebildet. Ueberdieß war die große Menge von Reis, welche diese Landschaft hervorbringet, ein der brittischen Armee und ihrer Flotte eben so nothwendiger, als nützlicher Artikel.

Damit das vorgesteckte Ziel um so sicherer erreichet werde, erhielt der Generalmajor Prevost, welcher das Kommando über die Truppen in Ostflorida hatte, den Auftrag, mit so viel Mannschaft, als er entbehren konnte, auf einem andern Wege, nämlich mehr auf der Südseite nach Georgien vorzudringen. Campbell landete am 23sten December an der Mündung des Flusses Savannah, und ließ sogleich ein Corps Infanterie gegen die Hauptstadt gleiches Namens vorrücken. Der Weg, den diese Truppen zurücklegen sollten, war schmal, beiderseits durch einen Graben beschränkt, des Morastes wegen äußerst beschwerlich, und erstreckte sich in eine Länge von 1800 Fuß. Auf demselben war in einiger Entfernung ein kleines Corps Amerikaner postirt, und wie diese den Feind mühesam sich nähern

sahen, empfiengen sie ihn mit einem lebhaften Feuer. Dennoch drang dieser durch, und jene mußten zurückweichen. Indessen hatte der amerikanische General Howe, welcher den Oberbefehl in Georgien führte, seinem Heere eine solche Stellung zwischen dem Landungsplatze und der Stadt Savannah gegeben, daß er den Fluß Savannah zur Linken, und den Morast vor sich hatte. Dieß verursachte dem Feinde neue Schwierigkeiten im Vorrücken. Während daß aber Campbell in Verlegenheit alle möglichen Anstalten traf, um vorzudringen, zeigte ihm ein Neger einen geheimen Weg durch den Morast nach der rechten Flanke der Amerikaner; durch diesen zog auf seinem Befehl Jakob Baird mit der leichten Infanterie, ohne daß die Amerikaner das Geringste davon wahrnehmen konnten,

turnirte den rechten Flügel derselben, und griff ihren Nachtrab an. Sobald das brittische Hauptheer, welches vor der feindlichen Front stand, vermuthete, daß Baird so weit vorgerückt seyn werde, um die Amerikaner auf dieser Seite überfallen zu können, rückte er gleichfalls vor, und griff an. Das Gedränge, in welches jene dadurch geriethen, war außerordentlich. Zu schwach an der Zahl konnten sie weder auf der einen, noch auf der andern Seite hinlänglichen Widerstand leisten. Dieses nöthigte endlich den General, Befehl zum Rückzuge zu geben. Die Amerikaner büßten bei diesem Vorfalle 100 Mann an Todten, 38 Officiers und 415 Gemeine an Gefangenen, und nebst diesen mehrere Feldstücke und Mörser ein. Die Hauptstadt von Georgien, das Fort mit den Magazinen, die Fahrzeuge im Flusse und

eine Menge anderer Bedürfnisse fielen in die Hände der Sieger.

Sobald der Oberstlieutenant Campbell Savannah erobert hatte, ließ er sein erstes Geschäft seyn, die Einwohner wieder in den Schoos des Mutterlandes zurückzuführen. Unter der Authorität der Krone Engelland setzte er einen gesetzgebenden Ausschuß zusammen, und stellte auf diese Art die königliche Regierung wieder her. Diese neue Einrichtung verbreitete sich bald mit den brittischen Waffen von dieser Hauptstadt in einen großen Theil der Provinz Georgien. Denn kaum war das brittische Heer, das sich in dieser Gegend befand, durch eine beträchtliche Zahl Truppen aus Ostflorida verstärkt worden, als der General Prevost, welcher das Kommando über die ganze Armee erhalten hatte, zu Ebenezer und Augusta Posten

ausstellte, und sich weit in Georgien aus- dehnte. Die vielen Torys, oder Anhänger der königlichen Parthei in dieser Gegend erleichterten ihnen in manchem Stücke ihre Unternehmungen, und die brittische Armee bekam durch die Bemühung besonders abgeschickter Verführer in kurzer Zeit einen Zulauf von einigen hundert so genannten Loyalisten, Menschen ohne Ehrgefühl und Sitten, die sich vor langer Zeit aus Hang zum Müssiggang und zu einem liederlichen Leben in diese Gegend gezogen hatten. Aber diese abscheulichen Menschen plünderten und wütheten überall, wohin sie kamen, so ausschweifend, daß endlich die Einwohner gegen sie aufstanden. Nach einem dreiviertelstündigen Gefechte bei Kettle-creek wurden sie geschlagen, und zerstreuet.

Um eben diese Zeit erfolgte aber ein unglücklicher Streich, welcher den Amerikanern viele Mannschaft kostete, und den Britten die Gemeinschaft mit den Indiern, und mit den Torys in Süd-Carolina öffnete. Der amerikanische General Lincoln hatte beschlossen, von Black-Swamp aus, wo er den Britten gegenüber Verschanzungen hatte anlegen lassen, nach Georgien überzugehen, um die Feinde auf das niedere Land am Ocean einzuschränken. In dieser Absicht wurde der General Asche mit einem beträchtlichen Corps beordert, über den Savannah zu gehen, und sich am Briar-creek zu lagern. Nur wenige Tage stand dieser auf seinem Posten, als ihn Prevost unvermuthet überfiel. Der plötzliche Schrecken erzeugte Verwirrung unter seinen Leuten, und diese eine allgemeine Flucht. 150 Mann wur-

den getödtet, 162 gefangen genommen. Dessenungeachtet entsagte der General Lincoln dem einmal gefaßten Entschlusse nicht, in Georgien einzufallen. Wie er sich aber mit der Hauptarmee bereits 150 Meilen weit von seinem bisherigen Standorte entfernet hatte, benützte der General Prevost diese bequeme Gelegenheit und gieng in Verbindung mit einem zahlreichen Haufen Indier nach Carolina. Multrie, den Lincoln zurückgelassen hatte, diese Provinz zu decken, mußte beim Herandringen der Uebermacht sich zurückziehen. Letzterer selbst sah sich genöthiget, über den Savannah zurückzugehen, um sich dem Feind entgegen zu stellen, welcher nicht nur auf seinem Marsche das Land schrecklich verwüstete, sondern auch bereits gegen Charlestown anrückte, um diese Hauptstadt zu belagern. Viele, welche,

niedergedrückt durch die Drangsale des Krieges, unter dem Schutze der Britten ein bessers Schicksal hofften, hatten den General Prescot beredet, Charlestown befinde sich in einem wehrlosen Zustande; die Einwohner, müde des unseligen Krieges, sehnten sich mit Ungeduld nach dem Frieden; die Hauptstadt würde sich ihm sogleich ohne Schwierigkeit ergeben. Aber die Erfahrung belehrte ihn bald von dem Gegentheile. Die Amerikaner, die sich von ihrem Rückzuge aus Georgien in diese Stadt geworfen hatten, rissen in Verbindung mit den Einwohnern von Südcarolina in der größten Eile die Häuser der Vorstädte nieder, oder braunten sie ab; sie legten Linien an, machten Verhaue, besetzten die Werke mit Kanonen, und thaten alles, was zu einer guten Vertheidigung dienen konnte. Als Prevost

diese Anstalten sah, und überdieß die Nachricht erhielt, daß Lincoln in forcirten Marsche herbeieilte, um die Stadt zu entsetzen, besann er sich eines Bessern, und zog, um nicht zwischen zwei Feuer zu kommen, nach den Inseln ab. Bis zum 20sten Junius 1779 blieb er unbeweglich an diesem Platze. Die Amerikaner hatten sich nicht weit von ihm gelagert, und ihn scharf bewachet. Endlich griffen sie ein brittisches Corps bei Stono-Fähre an, obwohl es eine besonders vortheilhafte Stellung hatte, und eben so gut verschanzet war. Mit einem Muthe, der jedem Krieger Ehre gemacht haben würde, stürzten sie auf den Feind hin, und besiegten ihn nach einem Gefechte, welches ungefähr fünf Viertelstunden gedauert hatte. Viele wackere Krieger kamen bei diesem Vorfalle um ihr Leben. Unter

diesen befand sich auch der verdienstvolle Artillerie-Oberste Robers. Als er dem Tode schon nahe war, besuchte ihn noch sein Sohn, Kapitän bei seinem eigenen Regimente, auf dem Schlachtfelde. Der sterbende Vater überreichte ihm seinen Degen. Betrage dich so, sprach er, daß du dieses Degens würdig seyest! Die Amerikaner würden vollkommen gesiegt haben, hätten nicht die Britten eine Verstärkung erhalten, welcher jene nicht zu widerstehen vermochten.

Ehe noch die Britten das Land in Südcarolina verheeret, und hierauf die Eroberung der Hauptstadt vergebens versuchet hatten, waren Collyer und Mathews abgeschickt worden, um in Nordcarolina, Virginien und Connecticut ähnliche Verwüstungen anzurichten. Das

System der Britten war, die Einwohner durch Grausamkeit in Verzweifelung zu setzen, und zur Unterwürfigkeit zu zwingen, oder auch die Kolonien ihren neuen Bundesgenossen so unnütz als möglich zu machen. Beide Krieger richteten ihren Auftrag nur mit zu viel Pünktlichkeit aus. Alles, was ihr Fuß betrat, ward zerstöret; überall ließen sie die traurigen Spuren einer unmenschlichen Wildheit zurück. Im Gegentheile führten auch die Amerikaner einige glückliche Unternehmungen aus. Mit männlicher Entschlossenheit gieng der General Wayne am 15ten Julius in Begleitung einer beträchtlichen Heerschaar auf Stoney-Point am North-River los, und eroberte diesen Platz, obwohl ein doppeltes Verhau, und ein tiefer Morast den Zugang erschwerten. Sobald Stoney-Point erobert war, beschoß er

Verplanks-Point mit so guter Wirkung, daß die brittischen Schiffe sogleich ihre Taue abhieben, und den Fluß hinunter eilten. Da aber von New-York aus ein zahlreiches Heer ankam, um Verplanks-Point zu retten, und Stoney-Point wieder zu erobern; so konnten die Amerikaner nicht nur den ersten Ort nicht einnehmen, sondern sie räumten auch den letztern. Doch fanden die Feinde alles leer und zu Grund gerichtet; denn Washington hatte zuvor alles Geschütz und alle Munition fortschaffen, und die Festungswerke zerstören lassen, so, daß ihnen nun dieser feste Platz keine weitern Dienste leisten konnte. Bald darauf, nämlich am 19ten Julius überfiel der Major Lee mit 350 Mann die brittische Besatzung zu Powles-Hook, New-York gegenüber, tödtete 30 Mann, nahm 160 gefangen, und

würde auch den Kommandanten in seine Hände bekommen haben, hätte sich nicht derselbe mit einer Schaar Hessen in ein kleines Blockhaus geflüchtet.

Weit unglücklicher lief eine Expedition ab, welche von der Provinz Massachusets an der östlichen Grenze von Neuengelland war veranstaltet worden. Um die Erbauung eines Forts an einem sehr vortheilhaften Platze am Ufer des Penobscot zu hindern, woran die Britten mit rastloser Thätigkeit arbeiteten, brachte die Provinz in großer Eile eine Flotte von 37 Segeln nebst hinlänglicher Mannschaft und einem Corps Landtruppen zusammen, und schickte sie an den Penobscot ab. Die Flotte landete daselbst am 25sten Julius, und sogleich foderte der amerikanische General den brittischen Obersten, welcher in dem noch nicht ganz vollendeten Fort das Kom-

mando hatte, zur Uebergabe auf. Der Kommandant weigerte sich, und der General fieng nun an, das Fort zu beschießen. Vierzehn Tage setzte er das Feuer fast ohne Aufhören fort, ohne daß es eine besondere Wirkung that. Man beschloß daher einen Sturm zu versuchen. Wie man aber eben mit diesem Gedanken umgieng, erschien Collyer mit einer den Amerikanern überlegenen Seemacht. Unfähig, es mit derselben aufzunehmen, ergriffen diese die Flucht; aber Collyer setzte ihnen nach, und erbeutete oder zerstörte 17 oder 18 Fahrzeuge.

Was bisher die Britten, und was die Amerikaner in diesem Feldzuge unternommen hatten, waren nur Kleinigkeiten, welche weder der einen, noch der andern Parthei reelle Vortheile brachten. Jetzt aber schien die Sache allmählig ein anders

Ansehen zu gewinnen. Der König von Frankreich hatte beschlossen, mit Nachdruck gegen die Britten zu Werk zu gehen. In Europa, in Indien und in Amerika schlugen sich bereits die französischen und brittischen Flotten. Der Beistand der Franzosen, welcher den Amerikanern bisher wenig genützt hatte, fieng jetzt an, bedeutend zu werden. Engelland war jetzt genöthiget, seine Macht zu sehr zu zertheilen, und eben darum weniger im Stande, dieselbe ganz den Amerikanern entgegen zu stellen. Um diese Krone noch mehr in das Gedränge zu bringen, und sie eben dadurch um so gewisser zu demüthigen, beredete der französische Hof endlich auch den spanischen zum Beitritte. Um den Londoner Hof noch zu verschonen, bemühte sich letzterer anfänglich, die streitenden Partheien durch seine Vermittelung zu vereinigen. Seinen

Vorschlägen zufolge sollten dieselben einen allgemeinen Stillstand der Waffen in allen Theilen der Welt eingehen, und die eroberten Plätze indessen behalten; ferners sollte eine Stadt zur Zusammenkunft der englischen und französischen Minister, und zur gütlichen Beilegung des Streites bestimmet, und die Entscheidung des Zwists zwischen Großbrittanien und den nordamerikanischen Provinzen der Krone Spanien überlassen; diese Staaten aber bis dahin als unabhängig betrachtet werden. Da das brittische Ministerium diese Vorschläge mit seinem gewohnten Stolz verwarf, so übergab der Marquis d'Almadovar dem Lord Weymouth am 16ten Junius ein Manifest, worin der König von Spanien der Krone Engelland den Krieg erklärte. Engelland hatte es nun mit dreien Feinden zugleich aufzunehmen, mit

den Amerikanern, der Krone Frankreich, und dem Königreiche Spanien. War es bisher nicht im Stande gewesen, die Amerikaner allein zu demüthigen, wie sollte es nun so vielen Feinden zugleich widerstehen können?

Dem Entschlusse des französischen Hofes gemäß, den Amerikanern mit allem Ernst beizustehen, hatte der Graf d' Estaing, nachdem er sich eine geraume Zeit in Westindien aufgehalten, und den Engelländern Grenada und St. Vincent weggenommen hatte, Befehl erhalten, gemeinschaftlich mit den vereinigten nordamerikanischen Provinzen zu handeln. Er segelte daher mit einer Flotte von 20 Linienschiffen und 11 Fregatten nach der Küste von Georgien. Diese Erscheinung brachte aber den Amerikanern wenig Vortheile. Seine Absicht war, Savannah

wieder zu erobern; und zu diesem Ende vereinigte sich mit ihm eine beträchtliche amerikanische Landmacht unter der Anführung des Generals Lincoln. Nachdem man die Stadt eine Zeit lang vergebens eingeschlossen hatte, versuchte man einen Sturm. Ungeachtet zweier äußerst heftiger Feuer, von den Batterien und von den Schiffen drangen die vereinigten Franzosen und Amerikaner anfänglich doch so weit vor, daß sie zwo Fahnen auf den brittischen Redouten aufpflanzten. Aber in die Länge war es ihnen nicht möglich, das Feuer auszuhalten. Nach einem empfindlichen Verlust an Mannschaft hoben sie Sturm und Belagerung auf, und die Franzosen entfernten sich wieder von dem festen Lande.

Die Britten bekamen nun aufs Neue freien Spielraum. Sir Heinrich Clin-

ton, welchem seit einiger Zeit anstatt des Admirals Howe der Oberbefehl in Nordamerika war anvertraut worden, beschloß wieder als angreifender Theil zu handeln, und segelte in Begleitung des Viceadmirals Arbuthnot mit einer hinlänglichen See- und Landmacht, und mit einem großen Vorrath von Munition und Lebensmitteln nach den südlichen Staaten. Am 11ten Februar 1780 stieg das Heer, nachdem ihm unterwegs ein Sturm einen Theil des Geschützes und viele Reiterpferde geraubt hatte, 30 Meilen weit von Charlestown an das Land, und nahm sogleich von den benachbarten Inseln Besitz. Auf die erste Nachricht von der Herannäherung des Feindes fiengen die Amerikaner ohne Verzug an, Chalestown zu befestigen. Dieser Umstand nöthigte ihn, den Mangel an Artil-

lerie durch einen neuen Zuwachs aus New-York und durch 1200 Mann aus Savannah ersetzen zu lassen. Sobald diese Verstärkung bei ihm angelanget war, schritt er sogleich zur Belagerung. Die Amerikaner hatten nichts unterlassen, was dienen konnte, den Feind von der Stadt abzuhalten. Neue Linien und Redouten, Verhaue, mit Wasser gefüllte Gräben, tiefe Höhlen zwischen dem Verhau und den Linien waren ringsherum zu sehen. Im Gegentheile errichtete auch Clinton dreifache Parallelen, warf Schanzen auf, und stellte Posten aus, um die Kommunikation mit dem Lande zu Wasser, und neuen Hülfscorps den Zugang, oder der Besatzung den Rückzug offen zu erhalten. Auf der See war der amerikanische Kommodore Wipple mit 9 Schiffen bereit, dem brittischen Admiral Arbuthnot den

Uebergang zu verwehren; letzterer setzte aber am 21sten März, nachdem Wipple aus Mangel an hinlänglicher Gegenmacht sich zurückgezogen hatte, doch über die Barriere, fuhr hierauf im April bei dem Fort Moultrie vorbei, und ankerte bei den Ueberbleibseln des Forts Johnson. Indessen spielten die brittischen Batterien mit solcher Ueberlegenheit auf die Stadt, daß die schwache Besatzung mit ihrem geringen Vorrathe von Geschütz schlechterdings nicht im Stande war, ihnen das Gleichgewicht zu halten. Bei Monks-Ecke versammelte sich ein Heer, um zu sorgen, daß die Gemeinschaft der Stadt mit dem Lande nicht unterbrochen werde. Allein der Oberstlieutenant Tarleton griff es unvermuthet an, und zerstreute es. Bald darauf erhielt Clinton 3000 Mann Hülfstruppen aus New-York. Dieses

benahm endlich der Stadt alle Hoffnung, sich gegen eine so große Macht halten zu können. Ein Kriegsrath, welcher deßwegen zusammen trat, hielt für räthlich, dem brittischen General eine auf billige Bedingnisse gegründete Kapitulation anzutragen. Diese wurde auch, nachdem das feindliche Feuer so, wie die Unterhandlungen, bald war eingestellt, bald erneuert worden, am 12ten May 1780 unterzeichnet. Auf diese Art kam Charlestown in die Hände der Britten. Um auch das platte Land der brittischen Regierung zu unterwerfen, ergriff Heinrich Clinton ohne Verzögerung die nöthigen Maaßregeln. Voran giengen Proklamationen, worin die Einwohner aufgefodert wurden, die Wiederherstellung des Friedens und einer guten Regierung durch ihren Beistand zu unterstützen. Man drohte den

sich auf Kosten des Protektors die alte Religionsfreiheit wieder zu verschaffen. Aber die Früchte ihrer Bemühungen erndtete ein anderer ein. Der Graf von Warwik, ein Mann, dessen Ehrgeiz keine Grenzen hatte, dessen gefährliche Arglist unerschöpflich in den Mitteln war, überall den ehrlichen Mann zu spielen, und die schwärzesten Absichten künstlich zu verbergen, den kein Ehrgefühl, keine Grundsätze der Rechtschaffenheit von irgend einem bösen Unternehmen zurückhielten, es möchte noch so ungerecht seyn, der sich alles erlaubte, wenn er nur das Ungerechte und Gehäßige desselben auf irgend eine Art hinter eine schöne Farbe verstecken konnte; dieser höchst gefährliche Mann trachtete schon lange nach der höchsten Gewalt im Staate. Der Protektor schicket ihn gegen die Rebellen aus, und der allezeit glück-

liche Held erwirbt sich durch seinen Sieg gegen sie den allgemeinen Beifall des Volkes, und was noch wichtiger ist, des regierenden Staatsraths. Des Protektors Ansehen sinket immer mehr, man leget ihm heimlich und öffentlich hundert Vergehen zur Last. Bei einer solchen Verfassung konnte es kaum an Leuten fehlen, welche des Grafen Absichten begünstigten. Besonders schlug sich der Graf von Southampton, ehemals Kanzler von Engelland mit offenen Armen zu seiner Parthei. Des Protektors Anhang hatte diesen, weil er in seiner Abwesenheit das große Siegel, freilich gegen das Herkommen im Reiche, einigen Rechtsgelehrten anvertrauet hatte, gleich am Anfange dieser Regierung seines Amtes entsetzet. Dieses Verfahren, die gröbste Mißhandlung in seinen Augen, hatte einen unauslöschlichen Groll in sein

Herz gelegt. Ohne Zögern verband er sich daher mit dem Grafen von Warwik. Dieser Verbindung traten bald mehrere Staatsräthe bei. Wirklich hatte der Protektor seit einiger Zeit in Regierungsgeschäften seinen Willen beinahe zum einzigen Gesetze gemacht, hatte der Staatsräthe wenig geachtet, und dadurch viele derselben beleidiget. Seine Strenge in Beförderung der Reformation, und verschiedene andere Ungerechtigkeiten hatten den Haß gegen ihn, seine unermeßlichen Reichthümer, der Raub von der Kirche und dem Staate, und seine ausschweifende Pracht Neid und Mißgunst erregt. Der hohe und niedere Adel, die Geistlichkeit, das Volk, alles verrieth nun in Reden und Handlungen, daß sie mehr dem Staatsrathe als dem Protektor zugethan seien.

Als der Graf mit seinen vornehmsten Freunden sah, daß beinahe alles für sie gestimmet, und ihr Anhang mächtig genug sei, eine große Unternehmung zu wagen, versammelten sie sich öffentlich zu Elyhouse, und luden den hohen und niedern Adel in besondern Schreiben zum Beitritt ein. Auch beriefen sie den Lord Major und die Aldermänner von London vor sich, und untersagten ihnen, künftig den Befehlen des Protektors zu gehorchen. Gleich des andern Tages traten auch die übrigen Räthe, die es bisher noch mit diesem gehalten hatten, zu ihnen über.

Dieses ernsthafte Aussehen der Sache brachte den Protektor in die größte Verlegenheit, und eine geraume Zeit wußte er nicht, welchen Entschluß er fassen, welchem Gedanken er folgen sollte. Anfänglich brachte er in der größten Geschwindigkeit

den jungen König in die Festung Windsor, und bewaffnete seine wenigen Freunde und seine Diener. Als er aber endlich zu seiner Betrübniß sah, daß Adel, Geistlichkeit und Volk bei seinem Kummer gleichgültig blieben, und daß er, außer dem schwachen Beistande von jenen wenigen, gar keine Unterstützung zu hoffen habe, da entfiel ihm endlich aller Muth, und er nahm seine Zuflucht zur Demüthigung. Er begab sich in die Versammlung seiner Feinde, bekannte reumüthig sein Vergehen, und bat um Verzeihung.

Da man nun das eigene Bekenntniß des Herzogs von Somerset hatte, erließen die Staatsräthe sogleich eine Addresse an den König mit der Erklärung, sie gedächten nur der Regierung diejenige Verfassung zu geben, welche dem letzten Willen Heinrichs VIII. entspreche, und drangen auf die

Absetzung des Protektors. Der König, der demselben nie mit besonderm Eifer zugethan war, ließ sich ihren Antrag gefallen. Jener ward also ohne Verzug in Arrest genommen. Man machte ihm hierauf förmlich den Prozeß, und setzte ihn ab. Er habe, hieß es, die ganze Regierung mit Unrecht an sich gezogen, habe sich von Gottes Gnaden Herzog von Somerset genannt, und durchgehends in allen Staatsgeschäften eigenmächtig gehandelt; seinem Betragen seien die gefährlichen Empörungen des Volkes zuzuschreiben. Auch den schlechten Erfolg des Krieges mit Frankreich und Schottland legte man ihm zur Last. Als nämlich das Volk, wie oben gemeldet worden, in verschiedenen Grafschaften aufstand, benützte Frankreich diese Gelegenheit, Boulogne anzugreifen, und die Schotten, durch französische Hülfe unter-

stützt, vertrieben die Engelländer aus diesem Reiche. Der Protektor, zu schwach, so vielen Feinden zu widerstehen, schlug dem Staatsrathe, um sich einen der gefährlichsten Feinde gänzlich vom Halse zu schaffen, die Zurückgabe des Gebiets von Boulogne an Frankreich vor; aber der Staatsrath verwarf seinen Vorschlag mit Abscheu, und nöthigte ihn, einen Krieg fortzusetzen, dessen unglücklicher Ausgang sich bei dem Mangel an hinlänglichen Hülfsmitteln leicht voraussehen ließ. Die Feinde des Protektors waren also selbst die geheimen Triebfedern jenes widrigen Geschickes, wovon sie hernach die Schuld ihm beilegten.

Der Graf von Warwik hatte nun seinen Zweck erreichet; das Staatsruder befand sich in seinen Händen, aber der Staat selbst ward dadurch um nichts gebessert. Die

Katholiken, welche von einer solchen Veränderung ihr Wiederemporkommen mit Entzücken gehoffet hatten, gewannen nichts durch den Sturz des Protektors. Vielmehr verfuhr jetzt der Graf gewissermaßen noch strenger; manches Strafurtheil, welches man zuvor noch zurückgehalten hatte, wurde jetzt vollzogen; viele Bischöfe, welche ihre alten Lehrsätze unmöglich verläugnen konnten, verloren ihre Aemter. Der Gelehrsamkeit versetzte der Befehl, alle Bibliotheken von abergläubischen Büchern zu reinigen, einen empfindlichen Stoß; denn neben den Meßbüchern, Ritualen, Legenden und dergleichen Büchern vernichtete entweder die Unwissenheit, oder die Raubbegierde, besonders, wenn sie einen silbernen Beschlag daran erblickte, auch manches nützliche Werk. Endlich gieng auch Boulogne unter seiner Staatsverwaltung

für Engelland verloren. So sehr es Warwicks Parthei dem Protektor zum Verbrechen angerechnet hatte, daß er die Zurückgabe dieses Ortes vorgeschlagen, so sah sich doch jetzt der Graf selbst genöthiget, Boulogne an Frankreich abzutreten; denn die englische Schatzkammer war zu sehr erschöpfet, als daß er den Krieg gegen zwo mit einander verbundene Mächte, Frankreich und Schottland länger fortsetzen konnte. In dem Frieden vom Jahre 1550, worin die Zurückgabe dieser Landschaft gegen 400,000 Goldgulden festgesetzt ward, erhielt auch Schottland solche Bedingnisse, welche der Krone Engelland nichts weniger als vortheilhaft waren.

Eine solche Staatsverfassung, welche weder die Gebrechen des Königreiches im Innern verbesserte, noch das verfallene

Ansehen desselben im Auslande wieder herstellte, war nicht vermögend, dem Grafen von Warwick, den man mit Recht als das Haupt und die Triebfeder der ganzen Regierung betrachtete, einen besonders hohen Grad von Zuneigung zu erwerben. Vorzüglich, und nicht ohne Grund fürchtete er den ehemaligen Protektor, Herzogen von Somerset. Schon im Jahre 1550. hatte man ihm seine Güter und Freiheit wieder gegeben. Sogar im Staatsrathe hatte er wieder einen Platz erhalten. Aber gegen das, was er verloren, war dieses nur ein geringer Ersatz. Unmöglich konnte er das ehemalige, in seinen Augen äußerst ungerechte und schimpfliche Verfahren des Grafen mit ihm verdauen, und oft riß ihm der Unmuth Lästerungen gegen denselben, Drohungen und Reden unvorsichtig heraus, welche zu deutlich die Wünsche seines

Herzens und geheime Anschläge gegen seine Feinde verriethen.

Lohnsüchtige Leute und Schmeichler, welche alle Schritte und Reden des Herzoges boshaft belauschet hatten, hinterbrachten ihre Entdeckung dem Grafen von Warwick, der sich vor Kurzem zur Würde eines Herzoges von Northumberland emporgeschwungen hatte. Dieser ließ ihn sogleich in Verhaft nehmen, und vor den Marquis von Winchester zum Verhöre bringen. Man beschuldigte ihn, er habe sich der Person des Königs versichern, vermittelst eines Aufstandes in London und in den nördlichen Gegenden sich der Staatsverwaltung bemächtigen, und den Herzog von Northumberland nebst einigen andern Staatsräthen bei einem Gastmahl ermorden wollen. Die ersten zween Punkte läugnete er standhaft, und seine Widerle-

gung fiel so gründlich aus, daß das Gericht zu seinem Vortheil entschied. Was aber die Ermordung des Herzoges von Northumberland und einiger Staatsräthe betrifft, so konnte er nicht läugnen, davon gesprochen zu haben. Doch bestand er darauf, nie habe er einen solchen Entschluß wirklich gefaßt, oder zur Ausführung desselben irgend eine Anstalt getroffen. Da man aber seine Beweise nicht hinreichend fand, ward er der kleinen Verrätherei für schuldig erkläret, und zum Tode verurtheilet.

Als er sich im Jänner 1551. auf dem Blutgerüste befand, betheuerte er vor dem umstehenden Volke, er habe jederzeit nur das Beste seines Königs und die wahre Religion nach seinen Kräften zu befördern gesucht. Das ist vollkommen wahr, das ist vollkommen wahr, rief ihm alles entgegen, und Mitleid und Unzufriedenheit

über sein trauriges Schicksal zeigten sich unverzüglich durch einen allgemeinen Lärm, der sich erhob. Doch der Herzog bat selbst das Volk, ihn in seinem letzten Augenblicke nicht zu beunruhigen, und starb hierauf durch die Hand des Nachrichters wenigst mit dem Troste, daß er nicht den Nachfluch des Volkes, sondern vielmehr desselben Mitleid mit sich in das Grab nehme.

Unter denjenigen, welche dem unglücklichen Verurtheilten im Herzen geneigter waren, als dem Herzoge von Northumberland, waren außer dem größten Theile des Volkes auch die Mitglieder des Unterhauses. Der Herzog erkannte dieses wohl, und suchte sich durch Aufhebung des alten, und Berufung eines neuen Parliaments sicher zu stellen. Man gieng so weit, daß man den Landrichtern in besondern Umlauf-

schreiben vorschrieb, welche Mitglieder sie wählen sollten, und die Landrichter fühlten so wenig Patriotismus, daß sie den Willen des Königs, oder vielmehr des Herzoges von Northumberland pünktlich vollzogen. Doch alle Bemühungen des Herzoges, seine Macht zu sichern, waren vergeblich, und alle seine Hoffnungen, sich einst selbst noch auf den englischen Thron zu schwingen, giengen nach dem Tode des Königs Eduard, der im Jahre 1553. in einem Alter von sechzehn Jahren starb, zugleich mit ihm selbst zu Grabe.

Noch kurz vor dem Absterben des Königs hatte er mit rastloser Mühe daran gearbeitet, denselben zu bereden, daß er Maria und Elisabeth, Töchter des Königs Heinrichs VIII. von der Thronfolge ausschließe. Maria, sagte er, die Tochter Katharinens von Arragonien,

sei aus einer Ehe erzeugt, welche für gesetzwidrig und ungültig erkläret worden; und gesetzt, man wollte auf diesen wichtigen Umstand keine Rücksicht nehmen, so stände doch ganz gewiß, wenn die gedachte Prinzessin zum Throne gelangte, der Reformation die größte Gefahr bevor. Elisabethen habe gleichfalls eine Akte des Parliaments für unächt und für unfähig zur Krone erkläret. Wollte man sie oder Marien dessen ungeachtet auf den Thron erheben, so wäre dieses ein Schimpf für die englische Nation, den sie schwerlich dulden würde. Seine Tante, Maria, Königin von Schottland, schließe ohnehin das Gesetz als eine Ausländerin von der Thronfolge aus, und zudem sei zu besorgen, als Gemahlin des Dauphins möchte sie Engelland zu einer französischen Provinz machen. Heinrich VIII. hatte zwar

selbst das Urtheil des Parliaments, welches seine beiden Töchter für unächt erkläret, noch vor seinem Tode widerrufen. Aber des Herzoges Gründe, besonders seine klägliche Vorstellung vor dem künftigen Schicksale der Reformation in Engelland wirkten so stark auf den schwachen, der Reformation bis zur Schwärmerei ergebenen König, daß er endlich ein Patent ausfertigen ließ, worin Johanne Gray, eine Tochter der Marquisin von Dorset, welcher die Thronfolge nach den drei gedachten Prinzessinnen natürlicher Weise gebührte, zu seiner Nachfolgerin erkläret ward.

Der Herzog hatte die Marquisin schon zum voraus beredet, daß sie ihren Anspruch an die Krone ihrer Tochter Johanne abtrat, und dieselbe seinem vierten Sohne, Lord Guilford Dudley zur Ehe gab.

Auf [illegible] nd
erst der [illegible] an
Herzoge [illegible] en.
hat der [illegible] nen
wurde [illegible] ine
gewisser. [illegible] iste
die [illegible] en
de [illegible]
Schwert [illegible]
Gewalt [illegible] es
bekannt [illegible] it
England [illegible]
Zu [illegible]
Suffolk, [illegible]
Maaßregeln [illegible] ß
geschehen [illegible] nd
land [illegible]
lerne [illegible]
Krone [illegible]
zu erkennen. [illegible]

selbst das Urtheil des Parliaments, welches seine beiden Töchter für unächt erkläret, noch vor seinem Tode widerrufen. Aber des Herzoges Gründe, besonders seine klägliche Vorstellung vor dem künftigen Schicksale der Reformation in Engelland wirkten so stark auf den schwachen, der Reformation bis zur Schwärmerei ergebenen König, daß er endlich ein Patent ausfertigen ließ, worin Johanne Gray, eine Tochter der Marquisin von Dorset, welcher die Thronfolge nach den drei gedachten Prinzessinnen natürlicher Weise gebührte, zu seiner Nachfolgerin erkläret ward.

Der Herzog hatte die Marquisin schon zum voraus beredet, daß sie ihren Anspruch an die Krone ihrer Tochter Johanne abtrat, und dieselbe seinem vierten Sohne, Lord Guilford Dudley zur Ehe gab.

Auch hatte der Marquis von Dorset den erst vor Kurzem erloschenen Titel eines Herzoges von Suffolk erhalten. Als daher der König die Augen geschlossen hatte, ward sie ohne Verweilen als Königin ausgerufen. Ungern ließ sie dieses geschehen; die verständige, bescheidene, Ruhe liebende Dame sah die schlimmen Folgen dieses Schrittes voraus. Allein ihr Vater, ihr Gemahl und der Herzog von Northumberland zwangen sie, sich als Königin von Engelland aufzustellen.

Zu gleicher Zeit ließ Maria aus Suffolk, wohin sie, um gewaltsamen Maaßregeln des Herzoges zu entgehen, geflohen war, Schreiben in ganz Engelland ausbreiten, und erinnerte ihre Landsleute darin an ihr gegründetes Recht zur Krone mit dem Ansinnen, sie als Königin zu erkennen. Kaum war der Inhalt ihrer

Schreiben dem Volke bekannt geworden, als alles beinahe überall sich für sie erklärte. Die Grafschaft Suffolk war die erste Gegend, die ihr ohne Weigerung huldigte. Diesem Beispiele folgten bald mehrere Oerter. Hoher und niederer Adel strömte in großer Menge zu ihr hin, und bot ihr seinen thätigen Beistand an. Der größte Theil der Protestanten schlug sich auf das Versprechen, daß sie die Gesetze Eduards stets beobachten wolle, zu ihrer Parthei. Lord Hastings, der 4000 Mann zum Dienste Johannens geworben, gieng mit denselben zu Marien über, und eine Flotte, welche der Herzog von Northumberland ausgerüstet hatte, mußte sich, da sie ein Sturm nach Jarmouth getrieben hatte, ihr ergeben. Aber für Johannens Sache blieb man beinahe überall kalt. Als der Herzog sie zu London als

Königin ausrufen ließ, gab das Volk nicht durch den geringsten Laut ein Zeichen der Freude.

Der Herzog schwebet nun am Rande der größten Gefahr. Voll innerer Unruhe sammelt er Truppen, und übergiebt das Kommando dem Vater Johannens. Aber der Staatsrath beweget ihn, unter dem Vorwande, der Herzog von Suffolk sei hiezu nicht sehr geschickt, es selbst zu übernehmen. Er zieht mit seiner Armee ins Feld, und kaum sieht sich der Staatsrath durch seine Abwesenheit von seinen Fesseln frei, so verbessert er seinen Fehler, und läßt Marien öffentlich als Königin ausrufen. Schon zuvor hatten sich die Staatsräthe lange gesträubet, Eduards oben angeführtes Patent zu unterzeichnen, wohl überzeugt, daß es nach den Gesetzen

Hochverrath sei, zu einer Veränderung in der Thronfolge ohne Einwilligung des Parliaments seine Zustimmung zu geben. Aber man hatte sie damals durch Furcht und andere Mittel eben so genöthiget, Johannen als rechtmäßige Nachfolgerin im Königreiche zu erkennen, wie hernach, sie als Königin auszurufen. Aber die Entfernung des Herzoges, und das Beispiel eines zahlreichen Volkes, welches sich bereits für Marien erkläret hatte, gaben jetzt den Großen auf einmal Muth und Gelegenheit, ihre wahre Gesinnung zu zeigen, und Minister, Räthe, Bürgermeister und alles erkannte sie als rechtmäßige Königin. Johanne Gray sah mit Vergnügen diesem Auftritte zu, und gieng, nachdem sie die Krone zehn Tage mit Unwillen getragen hatte, gern in ihr väterliches Haus zurück.

Aber der Herzog von Northumberland war anfänglich entschlossen, seinen Plan mit den Waffen in der Hand zu behaupten. Unaufhaltsam rückte er mit seinem kleinen Häufchen gegen den Ort hin, wo sich eine ansehnliche Zahl Truppen zum Dienste Mariens versammelt hatte, und allen Kräften bot er auf, seine Macht zu verstärken. Als er aber bei Edwardsbury zu seiner größten Bestürzung Mariens Armee der geringern Zahl seiner Mannschaft weit überlegen, sich nach wiederholtem dringenden Schreiben um Truppen von dem Staatsrathe verlassen, und alle seine Hoffnungen gänzlich vereitelt sah, da verließ ihn endlich alle Stärke des Geistes, und er beschloß, sich durch die Flucht aus dem Königreiche zu retten. Doch die Soldaten von der Leibwache hinderten ihn daran, und er mußte an Ort und Stelle bleiben.

Am folgenden Tage nahm ihn der Graf von Arundel im Namen der Königin Maria in Verhaft. Hier sah man, wie groß die Macht des bösen Gewissens ist, und wie tief der Mensch herabsinken kann, wenn ihn seine bösen Thaten an den Rand des Abgrundes gebracht haben. Da er zuvor in seinen Handlungen einen unbeugsamen Stolz und eine große Festigkeit des Charakters zu verrathen schien, ließ er sich jetzt verwirrt und zaghaft zu der schimpflichsten Demüthigung herab. Feige warf er sich vor seinem ärgesten Feinde, dem Grafen von Arundel auf die Knie, und flehte ihn weibisch um Schutz an.

Seit dieser Zeit herrschte Maria ungekränkt als Königin von Engelland. Ihre erste Sorge war ihre Sicherheit; die drei ältesten Söhne des Herzoges, der Herzog von Suffolk, Johanne Gray, ihr

Gemahl Lord Guildford Dudley, kurz alle, welche das Ihrige beigetragen hatten, ihr die Krone zu entziehen, wurden in das Gefängniß geschickt. Aber nur drei Männer wurden hingerichtet, der Herzog von Northumberland im Jahre 1553, Sir Johann Gates und Sir Thomas Palmer. Das Todesurtheil ergieng zwar über Johannen und ihren Gemahl, die Vollziehung desselben wurde aber verschoben. Den Herzog von Suffolk ließ die Königin, vielleicht weil er weniger gefährlicher schien, sogar aus seiner Gefangenschaft wieder los. Als der Herzog von Northumberland auf dem Blutgerüste stand, erschütterte plötzlich ein unerwarteter Auftritt seine ganze Seele. Eine Frau drängte sich hinzu, und hielt ihm ein Schnupftuch, welches sie einst in das Blut des auf seinen Befehl hingerichteten Her-

zoges von Somerset getauchet hatte, mit einem scharfen, durchbohrenden Blick unter die Augen. „Dieses unschuldig vergossene Blut, rief sie in einem bittern Tone, ziehet dich jetzt zur Rache!“

Maria verrieth in der Folge ihrer Regierungsjahre nicht eben dieselbe Güte des Herzens, mit der sie am Anfange derselben ihrer Gegner geschonet hatte. Von Natur eines düstern, unfreundlichen Temperaments und unbeugsam eigensinnig; in Hinsicht auf Verstand und Herz in der Erziehung vernachläßiget, von Jugend an in der katholischen Religion erzogen, und durch die Geistlichkeit, welche sie stets umgab, in ihrer religiösen Denkungsart bestärkt, hieng sie ihrem Glauben, den Gebräuchen der römischen Kirche und der Geistlichkeit mit einem Feuereifer an, der

alles, was ihm entgegen war, unbarmherzig verzehrte. Ihr Bemühen, die katholische Lehre in dem Königreich unverletzt zu erhalten, gieng bis zur wilden Schwärmerei; ihr Bestreben, die geringsten Spuren der Ketzerei auszurotten, war unbändige Wuth. Sie hatte zwar vor dem Antritte ihrer Regierung versprochen, in Ansehung der Religion alles in dem gegenwärtigen Stande zu lassen. Aber kaum hatte sie den Thron bestiegen, so handelte sie nach ganz andern Grundsätzen. Alle Bischöfe, die sich ihrer Anhänglichkeit wegen an die Lehrsätze der römischen Kirche in Gefangenschaft befanden, sprach sie von allen über sie ergangenen Urtheilen los, und setzte sie in ihre Bisthümer wieder ein. Allen Predigern legte sie Stillschweigen auf, um die besondere Erlaubniß, zu predigen, nur denjenigen zu ertheilen,

deren Denkungsart mit der ihrigen übereinstimmte. So wie die einst abgesetzten katholischen Bischöfe ihre Aemter wieder erhielten, wurden im Gegentheile diejenigen, die sich zur protestantischen Lehre bekannten, gefangen gesetzt. Als die Einwohner von Suffolk sie an ihr Versprechen, sie ungestört bei ihrer Religion zu lassen, durch Abgeordnete erinnerten, erhielten diese letztern anstatt einer tröstlichen Antwort eine harte Begegnung. Ihr ernstliches Bestreben gieng dahin, die protestantische Religion gänzlich zu unterdrücken, und die katholische im ganzen Königreiche wieder einzuführen. In dieser Absicht brachte sie es glücklich dahin, daß das Unterhaus durchgehends mit neuen und solchen Mitgliedern besetzt wurde, welche der katholischen Religion eifrig ergeben waren. Als sie sich aber endlich entschloß, sich mit

dem spanischen Prinzen Philipp, einem Sohne des Kaisers Karls V. zu vermählen; da zitterte schon alles sowohl für seine politische, als religiöse Freiheit. Man kannte schon den rasenden Verfolgungsgeist dieses allgemein verabscheuten Tyranns, und man sah leicht voraus, daß sie sich durch diese Heyrath eine mächtige ausländische Unterstützung verschaffen werde, um ihren Willen in allen Stücken mit Gewalt durchzusetzen.

Zwar ward noch weislich für die Aufrechthaltung der alten politischen Freiheit und der herkömmlichen Reichsverfassung gesorgt. In dem Ehevertrage setzte man fest, die Königin sollte im Besitze der ganzen Regierung bleiben, und dem Prinzen Philipp nur der Titel eines Königs zu Theil werden. Die Ausländer schloß man von der Fähigkeit aus, ein Amt im Kö-

nigreiche zu bekleiden, und jede Aenderung in den Gesetzen, Gebräuchen und Freiheiten des Königreiches ward als unzuläßig und ungültig untersagt. Auch beschloß man, die Kinder aus dieser Ehe sollten nebst Engelland auch Burgund und die Niederlande zu ihrem Erbtheile erhalten. Allein ungeachtet dieser Vorsicht, die englische Nation durch die Sicherstellung ihrer bisherigen Verfassung zu beruhigen, wich doch eine gerechte Besorgniß nicht aus den Herzen der Engelländer, und beinahe jedermann äußerte laut seine Unzufriedenheit mit dieser vorgeschlagenen Heyrath. Ueberall hörte man nichts, als Klagen über vorhabende Unterdrückung, Seufzer über den künftigen Verlust der Freiheit, Weißagungen eines traurigen Schicksales, Lästerungen, Drohungen, verwegene Vorschläge, sich selbst zu helfen. Auf öffentlichen Stra-

ßen und in den Häusern war diese Angelegenheit der Gegenstand des allgemeinen Gespräches. Ueberall sah man Menschen sich zusammenrotten, überall eine ungewohnte Bewegung. Wie endlich die Gährung immer stärker wurde, gedieh sie zum vollkommenen Ausbruche. Sir Thomas Wiat, der, wiewohl Katholik, während dieser Zeit der allgemeinen Gährung einen Plan zur Empörung in dreien Grafschaften angelegt hatte, rückte jetzt auf einmal mit 4000 Mann auf London zu. Unterwegs streute er Manifeste aus, worin die Handlungen schlechter Rathgeber der Königin, und ihre vorhabende Vermählung mit dem Spanier in einer gehäßigen Farbe dargestellet wurden. Wirklich gelang es ihm, in London einzudringen, und von großen Entwürfen begeistert, drang er immer weiter von Straße zu Straße. Aber

der Erfolg zeigte endlich, wie weit die ungestüme Hitze eines Empörers dem bedächtlichen Verfahren des wahren Kriegers zurückstehen muß. Der Graf von Pembroke verschloß ihm den Rückweg durch Gräben, die er in der Geschwindigkeit aufwerfen ließ, und durch vorgezogene Ketten. Da es ihm nun die ihm entgegengesetzte Macht auch unmöglich machte, weiter vorwärts zu rücken, so sah er sich zu seiner größten Bestürzung gänzlich überwältiget, und ergab sich, aller Rettungsmittel beraubt, auf Gnade und Ungnade. Man nahm ihn gefangen, und bestrafte ihn im Jahre 1454. mit dem Tode.

Im Verständnisse mit ihm hatte auch Sir Peter Carew in einer andern Gegend eine Verschwörung angezettelt, und der Herzog von Suffolk, der die Zurücksetzung seiner Tochter Johanne schlech-

terdings nicht verschmerzen konnte, hatte sich mit ihm vereiniget, in der festen Absicht, sie wieder auf den Thron zu setzen. Allein sein Anschlag ward zu früh entdeckt; der Graf Huntingdon überraschte ihn zu geschwind, und jagte seine wenige Mannschaft auseinander. Diese unglückliche Verschwörung kostete nicht nur dem Herzoge von Suffolk, sondern auch seiner unschuldigen Tochter, die gar keinen Theil daran hatte, und ihrem Gemahle das Leben.

Da diese Empörungen glücklich gedämpfet waren, so hielt nun Marien kein Hinderniß mehr auf, ihre Vermählung im Julius 1554. zu vollziehen. Zwar war noch immer die allgemeine Stimme der Nation derselben entgegen, und das Parliament bestrebte sich mit patriotischem Eifer, sie zu hintertreiben; aber alle Mühe war vergeblich; die Stimme des Volks

ward nicht geachtet, und dem Parliamente ward nichts anders übrig gelassen, als die Macht, die Reichsverfassung gegen jeden Eingriff sicher zu stellen. Es machte neuerdings solche Schlüsse, wodurch es dem Spanier in Ansehung der Staatsverwaltung gänzlich die Hände band.

Die Erfahrung hatte indessen gelehrt, daß die Furcht der Nation vor dem Verlust ihrer religiösen und politischen Freiheit nichts weniger als ungegründet war. Kaum hatte ihr Gemahl in Engelland festen Fuß gefaßt, so arbeitete sie schon daran, die Staatsverwaltung in seine Hände zu spielen. Ja, sie bemühte sich sogar, es dahin zu bringen, daß er zum Thronerben erkläret werde. In dieser Absicht berief sie wieder ein neues Parliament, und hinderte die freie Wahl der Mitglieder. Nur solche wurden berufen, von deren Schwachheit

sie sich unbedingte Befriedigung ihrer Wünsche versprechen konnte. Dessen ungeachtet drang sie nicht durch, und Philip mußte sich mit dem bloßen Titel eines Königs begnügen; man verweigerte ihm die Krönung. Aber das Vorhaben, alle Religionsfreiheit zu unterdrücken, setzten die Königin und ihr Gemahl glücklicher durch. Alle harten Strafgesetze, welche einst gegen die Ketzer gegeben worden, wurden jetzt wieder erneuert. Ueber alle Bischöfe und Priester, welche im Ehestande lebten, ward die Strafe verhängt, daß sie ihre Aemter verlieren sollten. Beide Häuser des Parliaments ließen sich in knechtischer Gefälligkeit gegen ihre Gebieterin so tief herab, daß sie ihren Abfall von der römischen Kirche öffentlich für einen abscheulichen Fehltritt erklärten, demüthig um die Lossprechung vom Kirchenbanne baten, und

endlich selbige von dem päbstlichen Legaten auf den Knien empfiengen.

Nichts geht über die Grausamkeit, mit der man seitdem die sogenannten Ketzer verfolgte. Eine Menge Bischöfe und Priester, Männer von den treflichsten Einsichten und besten Herzen wurden, weil sie in Religionssachen anders, als der Hof dachten, und ihrer eigenen Ueberzeugung folgten, Opfer des unbändigen Verfolgungsgeistes. Unaufhörlich rauchten die Scheiterhaufen, und keine Gelehrsamkeit, keine Tugend, keine Verdienste um das königliche Haus konnten den Verfolgten vor dem Untergange retten. Auch der Erzbischof Cranmer, der unter der vorigen Regierung eine so wichtige Rolle gespielt hatte, starb im Jahre 1556. von der Flamme verzehrt. In weniger als dreien Jahren verloren mehr als 260 Perso-

nen auf eine so schmerzliche Art im Feuer ihr Leben. Auf solche Art suchte Maria jede Spur der protestantischen Religion in Engelland zu unterdrücken und die katholische wieder zur allgemein herrschenden zu erheben; gerade, als wenn sich Gesinnungen und Ueberzeugung durch Feuer und Schwert ausrotten ließen, oder als wenn nicht die Erfahrung von jeher gelehrt hätte, daß bei Menschen, wenn sie einmal einer Sache mit Ueberzeugung und Wärme zugethan sind, mit der Heftigkeit der Verfolgung zugleich der Enthusiasmus für dieselbe wächst. Wirklich weiset die Geschichte dieser grausamen Verfolgung Beispiele von einer Gelassenheit und Standhaftigkeit in Ertragung des schmerzlichsten Todes auf, welche gewöhnlich nur die Wirkung einer höhern Begeisterung sind.

Bei dem Pabste hatte indessen diese Gegenreformation nicht ganz denjenigen

Eindruck gemacht, den Maria erwartet hatte. Alles war wieder auf den alten katholischen Fuß gesetzt worden, nur die Kirchengüter, welche bei Gelegenheit der Reformation der Geistlichkeit waren entrissen worden, blieben in den Händen derjenigen, die sie seitdem an sich gezogen. Im Besitze derselben war größtentheils der Adel, und es war theils äußerst gefährlich, theils nicht mehr möglich, sie demselben abzunehmen, und alles wieder in den vorigen Stand herzustellen. Aber gerade dieß war der Punkt, der den römischen Hof am meisten schmerzte. Der Pabst Julius III. gab seinem Legaten in Engelland ausdrücklich die Anweisung, er sollte der katholischen Kirche die Zurückgabe der ihr entrissenen Güter feierlich vorbehalten. Dieser kündigte allen denjenigen, welche in einem so ungerechten

Besitze bleiben wollten, den göttlichen Zorn an. Der Pabst that hierauf dieselben im Jahre 1555. sogar in den Bann. Allein aller dieser Mittel ungeachtet blieb die Sache, wenn gleich die Königin selbst zur Wiedererstattung geneigt war, beim Alten. Es waren größtentheils Katholiken selbst, die sich nunmehro im Besitze einer beträchtlichen Anzahl Klostergüter befanden. Ohne große Gefahr ließ sich nun wohl der Versuch nicht wagen, sie ihnen wieder abzunehmen. In diesem kritischen Zeitpunkte, da ohnehin meist der Privatvortheil entschied, welcher Religion dieser oder jener Große anhängen sollte, konnte man mit gutem Grunde befürchten, auch die Katholiken möchten, wenn man nach aller Strenge mit ihnen verführe, von der römischen Kirche abfallen. Es geschah daher gewissermaßen aus Noth, daß der Pabst nicht mit

unerbittlicher Standhaftigkeit auf der Zurückstellung der Klostergüter bestand. Dafür betrug er sich in andern Dingen mit desto mehr Stolz, und trat genau in die Fußstapfen seiner Vorfahren, welche sich kühn verschiedene Vorrechte angemaßt hatten, die mit dem geistlichen Hirtenamt wohl nicht in der geringsten Verbindung standen. Als die Königin eine Gesandtschaft nach Rom schickte, dem Pabste die Unterwerfung des Königreiches unter die römische Kirche zu melden, und sich in ihrem Schreiben Königin von Irland nannte, verweigerte der Pabst Paul IV. den Gesandten einen ganzen Monat lang den Zutritt zu sich. Das Recht, neue Königreiche zu erschaffen, sagte er, komme dem römischen Stuhle allein zu. Um indeß auf der einen Seite in dieser heiklen Zeit nichts zu verderben, auf der andern aber

seinem Ansehen nichts zu vergeben, erklärte er Irland feierlich zu einem Königreiche, foderte aber dagegen, daß künftig der Petersgroschen an dem römischen Stuhl wieder richtig bezahlet werde, und daß man die Kirchengüter in Engelland an die Kirche wieder zurückgebe.

Während daß Maria durch die oben beschriebenen Anstalten zur Aufnahme der katholischen Religion und durch ihre grausamen Verfolgungen den Unwillen eines großen Theiles der Nation auf sich lud, zog sie sich auch den Haß des übrigen Theiles derselben durch ihre politischen Fehler, durch willkührliche Gelderpressungen und durch andere despotische Handlungen zu. Ihr Gemahl, ein Herr von unerträglichem Stolze, war ihrer bald satt geworden, und gieng endlich, nachdem er ihr gleichsam mit jedem Tage kälter begegnet

war, zu seinem Vater nach Flandern. Diese Gleichgültigkeit war für die Königin, die ihn bis zur Schwärmerei liebte, eine unerträgliche Qual, und sie suchte nun seine Gegenliebe durch übermäßige Gefälligkeiten gleichsam zu erzwingen. So oft er daher zu seinen auswärtigen Unternehmungen eine Unterstützung bedurfte, setzte sie alles in Bewegung, um entweder vom Parliamente Subsidien zu erlangen, oder von Privatpersonen große Darlehen zu erpressen. Da Spanien in Feindseligkeiten mit Frankreich verwickelt war, und Philipp erklärte, er wolle keinen Fuß mehr in Engelland setzen, wenn ihn das Königreich nicht unterstützte, that Maria alles, was in ihren Kräften stand, um das Parliament zur Theilnahme an diesem Kriege zu bewegen. Der Staatsrath widersetzte sich im Gegentheile mit dem größ-

ten Eifer. Aber die Königin bestand unabbringlich auf ihrer Foderung, und drohte zuletzt den Mitgliedern des Parliaments mit der Absetzung. Dieses wirkte, und die Subsidien zu diesem Kriege wurden bewilliget.

Aber aus übertriebener Liebe zu ihrem Gemahle verfuhr die Königin so gewaltthätig, daß sie die bewilligte Beisteuer vor der bestimmten Zeit eintrieb, und überdieß die Stadt London nöthigte, 60,000 Pfund zu bezahlen. Da sie nicht im Stande war, ihre Flotte mit Lebensmitteln hinlänglich zu versehen, nahm sie den Einwohnern in zwoen Grafschaften alles Getreide mit Gewalt weg. Bei so großen Bedrückungen war ein Aufstand mit Recht zu befürchten. Aber Maria suchte alle Bewegungen gegen das Unrecht durch ein neues zu hindern. Sie versicherte sich des niedern

Adels, und eine beträchtliche Zahl Edelleute ließ sie entweder um Mitternacht, ohne daß jemand das geringste vermuthete, oder bei Tage mit verbundenen Augen und verhüllt in den Tower führen, und dort in enger Verwahrung halten.

Auf diese Art brachte sie es zwar dahin, daß Engelland im Jahre 1557. gemeinschaftlich mit den Spaniern gegen die Franzosen zu Feld zog. Aber der Ausgang des Krieges gereichte den Engelländern eben so sehr zum Schimpf, als zum Schaden. Der glänzende Sieg, den 8000 Mann Engelländer unter der Anführung des Grafen von Pembroke zugleich mit den Spaniern bei St. Quentin erfochten, fruchtete wenig; denn die Franzosen rächten ihre Niederlage in der Folge durch einen weit empfindlichern Streich. Mitten im Winter zog der Herzog von Guise vor

Calais hin, belagerte diese Festung, und eroberte sie im Jahre 1558. in kurzer Zeit. Zum größten Erstaunen sah man, daß dieselbe, was man zuvor nie geglaubt hatte, überwindlich sei. Solche Wunder wirkte seit der Erfindung des Schießpulvers die neue Art Krieg zu führen, und die List des Herzoges, der die Festung gerade zur Zeit angriff, da sie von Truppen entblößt war! Länger als 200 Jahre hatten sich die Engelländer im Besitze derselben behauptet, und sie hatte ihnen theils in ihren Kriegen mit Frankreich, theils in Rücksicht auf ihren Handel wichtige Dienste geleistet. Sie war die Frucht einer sauren Arbeit, welche Eduard III. eilf Monate lang hartnäckig fortgesetzt, bis er sie in seine Hände bekommen hatte. Und nun büßten die Engelländer diesen vielbedeutenden Platz, der so große Anstrengung der

Kräfte, so viel Geld und Menschenblut gekostet hatte, in weniger als acht Tagen ein. Mit ihm verloren sie den Schlüssel zu Frankreich, und zugleich den vortheilhaftesten Marktplatz für ihre Wolle und übrigen Waaren.

Ein so empfindlicher Verlust erfüllte das ganze Königreich mit einem lebhaften Mißvergnügen. Ueberall ließen sich die Ausdrücke desselben, und die bittersten Klagen laut vernehmen. Philipp schlug einen Versuch vor, Calais wieder zu erobern; allein der Staatsrath, der ihm nichts Gutes zutraute, hinderte diese Sache; er wollte nicht gern diese Festung in die Hände eines so gefährlichen Mannes lassen, aus Furcht eine solche Eroberung möchte der englischen Freiheit zum Nachtheile gereichen. Maria ließ hierauf auf seinen Vorschlag eine Flotte

von 120 Segeln auslaufen, um Brest zu erobern. Allein diese Flotte konnte nur das Städtchen Conquest in Bretagne in Aschen legen, ohne sich Brest zu unterwerfen, und die Truppen sahen sich am Ende genöthiget, sich mit großem Verlust wieder einzuschiffen. In der Folge erfochten die Engelländer in Vereinigung mit den spanischen Truppen doch wieder einen so bedeutenden Sieg, daß die Franzosen zu Friedensvorschlägen die Hände boten. Philipp drang bereits ernstlich darauf, daß Frankreich Calais wieder zurückgebe; aber eben da man darüber unterhandelte, erhielt er die Nachricht, daß Maria am 17ten November 1558. gestorben sei. Ein Fürst, der keinen Anspruch auf die englische Thronfolge hatte, konnte auch auf Calais keinen machen; er stand also von seiner Foderung ab.

Mariens Tod hatte ihrer Schwester Elisabeth, als der nächsten rechtmäßigen Erbin, Platz auf dem Throne gemacht. Beinahe ganz Engelland freute sich über den Antritt ihrer Regierung; denn sie war verständig, bescheiden, gefällig, und hatte die Kunst gelernt, überall nur ihre gute Seite hervorstechen zu lassen. Selbst der traurige Zustand, in welchem sie bisher gelebt hatte, nahm das Publikum sehr vortheilhaft für sie ein. Maria hatte sie, von unversöhnlichem Haß gegen sie entflammet, lange Zeit gefangen gehalten. Theils aus Groll, weil sie der reformirten Religion zugethan war, theils aus Furcht, sie möchte sich vor der Zeit der Krone bemächtigen wollen, hatte sie ihr öfter als einmal nach dem Leben gestrebt. Aber Elisabeth hatte sich in einer so heiklen Lage jederzeit mit besonderer Weisheit be-

tragen, und diejenigen Stunden, die andere in einem so unglücklichen Zustande gewöhnlich dem geschäftlosen Gram widmen, dazu angewandt, ihren Verstand mit wissenschaftlichen Kenntnissen zu bereichern, und die Regierungskunst zu studiren. Dadurch und durch ihre übrigen liebenswürdigen Eigenschaften gewann sie sich die Neigung des Volkes. Nur die Katholiken fühlten weniger Freude, als sie dieselbe den Thron besteigen sahen. Sie bekamen aber auch in kurzer Zeit Ursache, die vorige Königin zurückzuwünschen.

Kaum war Elisabeth zur Regierung gelangt, als sie ihren Eifer für die reformirte Lehre sogleich durch ihre Anstalten an den Tag legte. Ein neuer Staatsrath, den sie halb aus katholischen, halb aus reformirten Mitgliedern zusammen setzte, benahm der katholischen Parthei

das Uebergewicht. Alle diejenigen, welche ihres nichtkatholischen Glaubens wegen in der Verbannung lebten, kamen auf ihren Befehl wieder zurück; alle, welche dieser Ursache wegen in der Gefangenschaft schmachteten, erhielten die Freiheit. Das erste Parliament, welches sie im Jahre 1550. berief, bestätigte diejenige Religionsverfassung in Engelland, welche noch bis zum heutigen Tage dieselbe blieb. Alle neuen Klöster, welche Maria errichtet hatte, hob es auf, und der Königin sprach es die oberste Gewalt in der Kirche zu. Wer immer sich ihren Gesetzen nicht unterwerfen wollte, für den wurden scharfe Strafen bestimmt. Diese Strenge bewirkte einen starken Abfall von der römischen Kirche. Von neuntausend und einigen hundert Geistlichen in Engelland, welche geistliche Pfründen besaßen, blieben

nicht hundert und fünfzig ihrer alten Religion getreu. Die übrigen traten alle, wahrscheinlich mehr um ihrer zeitlichen Vortheile willen, als aus Ueberzeugung, zur reformirten Kirche über. Im Jahre 1563. führte auch ein anders Parliament auch den sogenannten Suprematseid wieder ein, und alle Katholiken mußten vermöge desselben versprechen, den Pabst schlechterdings nicht mehr als ihren Oberherrn zu erkennen. So verlor der römische Stuhl gänzlich allen Einfluß in Engelland, und er hatte gewissermaßen selbst ein großes Stück beigetragen, seine Gewalt in diesem Königreiche zu untergraben. Denn als die Königin Elisabeth dem Pabste Paul III. bloß einer besondern Ehrenbezeugung halber, ihre Thronbesteigung durch eine feierliche Gesandtschaft hatte melden lassen, erklärte der stolze, unbescheidene

Pabst diese Handlung sogleich mit verwegenen Trotze für ungültig. Engelland, sagte er, sei ein Lehen des päbstlichen Stuhles, es sei eine unverantwortliche Keckheit von der Königin, daß sie sich ungeachtet ihrer unächten Geburt des Königreichs anmaße; sie sei nicht würdig, daß er ihr die geringste Gnade erzeige. Er foderte mit trockenen Worten, sie sollte ihren Ansprüchen entsagen, und sich dem Urtheile des heiligen Stuhls unterwerfen. Dieses übermüthige Betragen brachte die Königin so sehr gegen ihn auf, daß sie ihren Gesandten auf der Stelle zurückrief, und seitdem in der Reformation desto eifriger fortfuhr.

Um eben diese Zeit griff die Reformation auch in Schottland immer weiter um sich. Johann Knox, ein unduldsamer, trotziger, unbändiger Kopf, ein

Schwärmer von der ersten Klasse hatte — dieser kirchlichen Revolution den Anführer gemacht, hatte das Vergnügen gehabt, die Zahl seiner Anhänger immer mehr sich vergrößern zu sehen, und stellte sich noch jetzt jedem Anfalle als eine eiserne Brustwehre mit unerschütterter Standhaftigkeit entgegen. Die Anzahl der Reformirten in Schottland war bereits groß, sie überstieg weit die Zahl die Katholiken; aber eben darum rafften diese, welche nicht Lust hatten, ihren Gegnern zu unterliegen, alle ihre Kräfte zusammen, um die Oberhand über sie zu erringen, oder sich wenigst zu behaupten. Kein Partheigeist ist fürchterlicher, als derjenige, welcher aus religiösen Gründen entsteht, und niemals wüthet die Schwärmerei grausamer um sich, als wenn es religiöse Meinungen gilt. Dieß war auch hier der Fall. Beide Partheien

verfolgten sich mit der größten Wuth, und bedrängten ihr Vaterland mit einem grausamen einheimischen Kriege. Die Katholiken fanden Unterstützung bei der Krone Frankreich; die Reformirten bei der Königin von Engelland. Diese mischte sich gern in diese Angelegenheit, und unterstützte gern die Protestanten in diesem Königreiche, theils weil ihre Neigung zur reformirten Religion sie dazu bestimmte, theils weil sie sich dadurch einen schon lange gewünschten Einfluß auf das künftige Schicksal der schottischen Königin Maria verschaffte; denn seit dem Augenblicke, da Elisabeth die Regierung antrat, hatte sie auf dieselbe, als auf ihre gefährlichste Nebenbuhlerin, einen tödtlichen Haß geworfen.

Maria war bekanntlich eine Tochter Margarethens, welche ihr Vater, der

englische König Heinrich VII. an Jakob, König von Schottland vermählet hatte. In Ansehung ihrer Abkunft hatte sie also entfernte Ansprüche auf die englische Krone. Diese wurden bald bei einer günstigen Gelegenheit hervorgesucht, und öffentlich behauptet. Kaum hatte Maria, Königin von Engelland die Augen geschlossen, so nahm Franz, Dauphin und bald darauf König von Frankreich, der schon seit geraumer Zeit Marien von Schottland zur Ehe hatte, öffentlich den Titel eines Königs von Engelland an. Den Anspruch, den er seiner Gemahlin wegen auf das Königreich Engelland machte, gründete er vorzüglich darauf, daß Elisabeths Vater, König Heinrich VIII. selbst diese für unfähig zur Thronfolge erklärt, und ihre Mutter, Anna von Bolleyn habe enthaupten lassen.

Seit dieser Zeit nährte Elisabeth eine unversöhnliche Feindschaft gegen Marien im Busen, und sie schwur ihr unausbleibliche Rache. Nachdem beide Religionspartheien in Schottland ihre Sache eine geraume Zeit mit dem Schwert in der Hand geltend zu machen gesucht hatten, kam es zwar im Jahre 1560. zu Edimburg zwischen Engelland und den reformirten auf der einen, und zwischen Frankreich und den katholischen Schottländern auf der andern Seite zu einem Friedensvergleiche. In demselben ward festgesetzt, die Franzosen sollten Schottland räumen, der König von Frankreich und seine Gemahlin sollten nicht weiter das Wappen und den königlichen Titel von Engelland führen, und Maria sollte weder die Macht haben, ohne Genehmigung des schottischen Parliaments Krieg anzufan-

gen, noch Frieden zu schließen. Allein Maria versaget diesem Vergleiche ihre Genehmigung, und geht nach dem Tode ihres Gemahles noch in demselben Jahre nach Schottland zurück.

Als eifrige Anhängerin der katholischen Religion hatte Maria einen großen Theil der Nation gegen sich; ihre eifrige Ergebenheit gegen dieselbe zog ihr, wo nicht den Haß der Reformirten, doch wenigst ihr Mißtrauen zu. Die Lage, in der sie sich befand, war äußerst bedenklich. Auf der einen Seite von ihrer Nation nicht geliebt, und folglich ohne Hoffnung einer thätigen Unterstützung in irgend einem dringenden Falle; auf der andern von einer eifersüchtigen, äußerst leidenschaftlichen Nebenbuhlerin in allen ihren Schritten belauschet, mit ungeduldiger Begierde, in irgend einer ihrer Handlungen einen er-

wünschten Stoff zu ihrem Sturze zu finden, hatte sie die äußerste Vorsicht und Behutsamkeit nöthig. Aber unglücklicher Weise versäumte sie, der Stimme der Klugheit zu folgen, und leichtsinnig ließ sie sich bloß von ihren Leidenschaften beherrschen. Von Natur eines muntern, aufgeweckten Temperaments, in einem Alter von neunzehn Jahren von einem jugendlichen Feuer belebt, und am französischen Hofe, in dieser Schule der Artigkeit, wo sie sich einen großen Theil ihres Lebens hindurch aufgehalten hatte, an ein ungezwungenes, freies Wesen im Umgange, an Ueppigkeit, Spiel und Scherz gewöhnt, brachte sie bei ihrer Zurückkunft einen Ton an ihren Hof, der den rauhen, noch ziemlich ungebildeten Schotten unbekannt und anstößig war. Die finstern Reformatoren besonders, deren blinder Reli-

gionseifer bereits in eine schwärmerische Frömmelei ausgeartet war, ärgerten sich an ihren freiern Sitten, und machten sie durch ihr wildes Geschrei mit unverschämter Freiheit selbst von der Kanzel herab immer mehr verhaßt. Dieß war schon unbescheiden genug, daß sie auf die öffentliche Meinung keine Rücksicht nahm, und sich wenigst um ihrer eigenen Ehre und Ruhe willen sich nicht zu mäßigen wußte. Aber bald begieng sie noch tollere Streiche, welche sie vollends an den Rand des Verderbens brachten.

Auf dringendes Verlangen des schottischen Parliaments hatte sich Maria im Jahre 1565. mit Lord Darnley, einem Sohne des Grafen von Lenox vermählet. Er war in Engelland geboren und erzogen, war ein leiblicher Vetter der Königin, und hatte nach Marien den nächsten An-

spruch an die englische Krone. Elisabeth selbst, so sehr sie aus Staatsabsichten, oder aus weiblichem Eigensinne jede Vermählung der schottischen Königin zu hindern suchte, gab anfänglich ihre Beistimmung dazu, wiewohl sie ihrem bekannten zweideutigen und widersprechenden Betragen gemäß bald darauf wieder dieselbe mißbilligte.

Durch sein frisches Alter, (der neue König von Schottland zählte erst zwanzig Jahre) und durch seinen schönen Wuchs hatte er sich die Liebe seiner Gemahlin in einem hohen Grade erworben. Beide schienen glücklich, und nichts schien ihre Stunden trüben zu können. Aber Darnley verbarg in einem schönen Körper eine nicht eben so schöne Seele. Unwissend, leichtgläubig, wankelmüthig und schwach, be-

saß er doch viel Eitelkeit und Stolz, war ungemein von sich selbst eingenommen, als besäße er große Vorzüge, wie dann eine solche thörigte Einbildung gemeiniglich der Antheil schwacher Seelen ist, kannte keine Dankbarkeit, und sah jede Gefälligkeit für eine Pflicht an, deren Erfüllung man seinen Verdiensten schuldig sei. Ueberdieß ungebildet und unfähig, den Reiz der Vergnügen von feinerer Art zu schmecken, hieng er ohne Zurückhaltung den gröbern Wollüsten nach. Anfänglich blendete Marien die Liebe, daß sie eine Zeit lang seine Fehler nicht sah. Als aber nach der ersten Hitze der Leidenschaft ein längerer Umgang mit ihm ihr die Augen öffnete, da fand sie sich zu ihrer größten Bestürzung in ihrer Hoffnung betrogen, und ihre Liebe artete in eine offenbare Abneigung aus.

An ihrem Hofe befand sich damals David Rizzio, ein Tonkünstler aus Italien, ein treflicher Sänger. Seine Kunst und seine Manieren erwarben ihm in Kurzem den Beifall, ja sogar die Liebe der Königin. Rizzio sah sich bald mit Reichthümern und Gunstbezeugungen überhäuft, flog von Ehrenstelle zu Ehrenstelle, und ward bald die wichtigste Person am Hofe, an welche sich alles wandte. Wer immer Hülfe, oder eine besonders Gnade oder Gerechtigkeit suchte, der bestrebte sich, bei ihm sich in Gunst zu setzen; er war der Kanal, durch welchen alles gieng; ihn beschenkte die Königin mit ihrer besondern Vertraulichkeit.

Mit dem äußersten Unwillen hatte der König den täglich wachsenden Kaltsinn seiner Gemahlin gegen ihn immer deutlicher bemerket, und sein Zorn hatte keine Gren-

zen, als er ihren vertraulichen Umgang mit dem italiänischen Sänger erfuhr. Von dieser Stund an schwur er dem unverschämten Frevler unversöhnliche Rache. Eines Tages saß Maria, die sich eben in gesegneten Umständen befand, mit ihrem Hoffrauenzimmer und ihrem Lieblinge Rizzio bei der Abendtafel. Plötzlich trat ihr Gemahl unangemeldet in das Zimmer, und warf ihr trotzige Blicke zu. Ihm folgten Lord Ruthwen, Georg Douglas und mehr andere, alle bewaffnet. Ihre wilde Miene verrieth den Anschlag zu einer grausamen That. Die Königin erblaßte, Rizzio zitterte, und hielt sich ängstlich an den Rock der Königin an, als wollte er Schutz bei ihr suchen. Aber plötzlich zückte Douglas den Dolch, und stieß ihn dem Günstlinge durch die Brust.

Diese außerordentliche That, und die Größe des Schimpfes, den sie dadurch erlitten, stiegen der Königin tief in die Seele. Grenzenlos war ihre Wuth, unauslöschlich ihre Rachsucht. Doch verschloß sie diese Leidenschaften, da sie dieselben nicht gleich befriedigen konnte, arglistig in ihrem Busen. Ja, sie wußte sich so sehr zu verstellen, daß ihr Gemahl sie bereits für versöhnet hielt, und ihr seine Neigung neuerdings schenkte.

Indessen hatte sie aber ihre Gunst, da Rizzio todt war, einem andern geschenkt, dem Grafen Bothwell. Er war ein Abkömmling aus einer ansehnlichen schottischen Familie, ein Gegner der Reformation, ein Mann von sehr mittelmäßigen Gaben, und sehr schlechten Sitten. Bei der Armuth, in die ihn seine Verschwendung gestürzt hatte, war ihm die Gunst

der Königin erwünscht; denn er hoffte von ihrer Freigebigkeit künftig bessere Umstände. Auch er ward, wie es Rizzio gewesen, der Liebling der Königin, und der Rathgeber in allem. Den König verdroß diese Aufführung derselben so sehr, daß er den Hof verließ, und sich nach Glasgow begab. Bald darauf fällt er dort in eine Krankheit, und die Königin — (so weit gieng die Verstellung eines Weibes!) reiset sogleich hin, ihn zu besuchen. Gleich als wäre sie für seine Gesundheit und Wohlfahrt ängstlich besorgt, läßt sie ihn nahe bei Edimburg in ein besonders dazu eingerichtetes Haus bringen, damit er dort bessere Luft und Pflege genieße. Sie ist äußerst geschäftig, zeigt sich aufrichtig besorgt, geht ihm nicht von der Seite, und locket durch ihr Betragen einem jeden, dem es bekannt wurde, Beifall und Bewun-

derung ab. Am neunten Hornung des Jahres 1567. entfernt sie sich, unter dem Vorwande, sie wolle der Hochzeit einer ihrer Hofdamen in ihrem Pallaste beiwohnen, und nimmt von ihm bis auf Wiedersehen zärtlichen Abschied. Keinem Menschen steiget der geringste Zweifel über ihre Redlichkeit auf, alles ist ruhig und unbesorgt, alles die folgende Nacht in tiefen Schlaf versenket. Aber plötzlich wecket ungefähr um zwei Uhr Morgens ein entsetzlicher Knall die ganze Gegend umher, und das Haus, worin der König schlief, fliegt in die Luft. Man zittert, man läuft verwirrt durch einander, man weiß in der Angst nicht, wohin man zuerst eilen soll. Endlich sieht man das Wohnhaus des Königs in Stücke zertrümmert, und seinen Leichnam auf einem benachbarten Felde.

Diese ruchlose That erregte den gerechten Abscheu der ganzen Nation. Kein Mensch zweifelte, daß Bothwell der Thäter sei, daß Maria um das Verbrechen wisse. Und in einer so heiklen Lage, da alles seinen Unwillen laut zu erkennen gab, war die Königin leichtsinnig genug, den schweren Verdacht durch einen äußerst unbescheidenen Schritt zu bestätigen. Sie verband sich bald darauf durch das Band der Ehe öffentlich mit Bothwelln.

Unmöglich konnte die schottische Nation bei einem solchen Unfuge gleichgültig bleiben. Ist ein Volk auch noch so roh und ungebildet, so hat es doch Gefühl für Pflicht und Gerechtigkeit, und es ärgert sich, wenn es Pflicht und Tugend mit Füßen treten, und — zumalen von seinen

Vorgesetzten, abscheuliche Verbrechen ausüben sieht. Die strengen reformirten Lehrer, denen das freiere Wesen ihrer katholischen Königin schon lange mißfallen hatte, ermangelten nicht, das Feuer noch mehr anzufachen. Alles war über die Königin und ihren Gemahl äußerst entrüstet. Die Vornehmsten vom schottischen Adel versammelten sich zu Stirling, und verbanden sich mit einander, den Tod des Königs und den Schimpf der Nation an dem Mörder zu rächen. Dieser Entschluß ward auch sogleich zur Vollziehung gebracht. An der Spitze von 800 Reitern eilte Lord Hume dem Schlosse Borthwick zu, wo sich damals Bothwell und die Königin aufhielten, und umringte es, ehe diese die geringste Gefahr vermutheten. Die Verlegenheit, in welche dieser böse Mensch in dieser gefährlichen Lage gerieth, bedarf

keiner Beschreibung. Doch fand er noch Gelegenheit, nebst der Königin durch die Flucht zu entkommen. In der Eile sammelte er einige wenige Truppen, und rückte mit denselben den Verbundenen, die indessen ihre Macht vereiniget hatten, entgegen. Doch ihre Uebermacht nöthigte ihn bald, sich zu ergeben. Er entkam jedoch zum zweitenmale, und trieb eine Zeit lang nahe an den orkadischen Inseln Seeräuberei, und floh hierauf nach Dänemark, wo er aber in das Gefängniß geworfen wurde, und endlich nach einigen Jahren wahnsinnig eines elenden Todes starb. Auch die Königin gerieth bei dieser Gelegenheit in die Hände der Verbundenen, und mußte ihr künftiges Schicksal der Willkühr derselben überlassen. Elisabeth, welche ihr bisher in allen Stücken entgegengearbeitet hatte, verwendete sich jetzt für sie,

vielleicht darum, damit nicht das böse Beispiel ausgeübter Gewalt der Unterthanen an einer Königin auch andere Völker zur Nachahmung reizen möge. Sie schickte den Sir Nikolaus Throgmorton nach Schottland, daß er für sie Fürsprache thue. Allein alle ihre Bemühungen waren in der Hauptsache fruchtlos. Maria mußte Krone und Regierung ihrem Prinzen, den sie vor Kurzem geboren hatte, abtreten, den Grafen von Murray, der einst ein heftiger Gegner des Lord Darnley gewesen war, zum Reichsverweser ernennen, und bis zu dessen Ankunft aus Frankreich einem andern die Staatsverwaltung übertragen. Nachdem sie diese Bedingnisse mit unwilliger Hand unterschrieben hatte, wurde ihr Prinz am 29sten Junius 1567. unter dem Namen Jakobs VI. öffentlich als König ausgeru-

sen; Maria aber seitdem in genauer Verwahrung gehalten.

Es ist ein trauriges Loos, sich von der höchsten Stuffe der Ehre und Macht zur Unthätigkeit des unrühmlichen Privatstandes herabgewürdiget zu sehen. Dieser Gedanke marterte die Königin Tag und Nacht, und hundert Plane, sich aus diesem unglücklichen Zustande herauszureißen, wälzten sich in ihrem Kopfe herum. Doch in Kurzem öffnete sich hier eine günstige Aussicht. Georg Douglas, ein junger, lebhafter Herr, ward von den Reizen der Königin gerührt. Ihre Schönheit, ihre Manieren, ihr artiges und feines Wesen im Umgange bezauberten ihn bis zum Enthusiasmus des feurigen Liebhabers. Aus ihrem Betragen selbst schloß er, daß er nicht ohne Grund auf ihre Gunst hoffen dürfe. Dieser Herr erbot sich nun, ihr

zur Flucht zu verhelfen, und die Königin nahm diesen Antrag mit Freuden an. In fremder Kleidung nahm er sie in ein kleines Fahrzeug auf, und führte sie bis an das Ufer.

Kaum war die Nachricht von ihrer Befreiung im Land erschollen, so änderte sich sogleich die ganze Gestalt der Sache, und es zeigte sich nun, daß der Haß, welcher sie kurz vorher gestürzt hatte, eigentlich mehr gegen ihren Liebling Bothwell, als gegen sie selbst gerichtet gewesen. Auf einmal trat jetzt bei einem beträchtlichen Theile der Nation das Mitleiden ein. Das Unglück rühret ohnehin gemeiniglich stärker, wenn man es an einer Person erblicket, welcher ihr erhabener Stand einen besondern Anspruch an eine fortdauernde Wohlfahrt gab; noch tiefer dringet es zu Herzen, wenn es ein an sich schon schwa-

ches, wehrloses Geschöpf traf. Eine große Anzahl Lords trat daher zusammen, und verband sich feierlich zu ihrer Vertheidigung. In wenigen Tagen rückte sie mit 6000 Mann dem Staatsverweser, Grafen von Murray entgegen, welcher auf die erste Nachricht von dieser Veränderung sogleich die nöthigen Anstalten getroffen hatte, das ihm übertragene Amt der Staatsverwaltung mit den Waffen in der Hand zu behaupten.

Zum Unglücke verloren Mariens Truppen im Jahre 1568. das Treffen bei Langside unweit Glasgow, und der Staatsverweser erfocht einen entscheidenden Sieg. Zitternd eilte die Königin aus dem mit Leichen bedeckten Schlachtfelde weg, und kam endlich mit einem geringen Gefolge weniger Getreuen in Engelland an, wo

sie sich in die Arme der Königin Elisabeth warf.

Das letztere Betragen der Königin von Engelland gegen sie, und das Wohlwollen, womit sie sich erst vor Kurzem bei den schottischen Großen für sie verwendet hatte, flößte ihr auch jetzt Hoffnung auf ihren Schutz ein. Allein die ehrgeizige, eifersüchtige Elisabeth, die sich nebst ihren politischen Absichten überdieß noch durch Mariens größere Schönheit gekränkt fühlte, dachte jetzt ganz anders. Ueberzeugt, daß das Schicksal ihrer gehaßten Nebenbuhlerin nunmehro in ihren Händen sei, und voll bitterer Freude darüber, beschloß sie, selbige ihren harten Stand und ihre Abhängigkeit von ihr recht fühlen zu lassen, und sie, wo möglich, noch mehr ins Gedränge zu bringen. Unter dem Vorwande, Maria habe sich von den

vielen entehrenden Vorwürfen in Betreff ihres Lebenswandels noch nicht gereiniget, versagte sie ihr erst den Zutritt zu ihr. Gleich darauf wirft sich Elisabeth förmlich als Richterin über sie auf, bestellet ein ordentliches Gericht, welches die Aufführung derselben untersuchen und darüber entscheiden sollte, und der Staatsverweser, Graf von Murray erhält in diesem Trauerspiele die Rolle eines Klägers. Man zieht die Sache anfänglich in die Länge; endlich bringet man verschiedene Schriften, die wider sie sprechen sollten, sie mochten nun ächt oder unterschoben seyn, auf die Bahn, und fodert sie auf, sich zu verantworten. Mariens Anwälde weigern sich dessen aus dem Grnnde, weil sie als regierende Frau keinem Richterstuhle unterworfen seyn könne; sie selbst dringet vielmehr auf eine persönliche Unterredung mit

Elisabeth. Aber die Königin schlägt dieses Verlangen standhaft aus, und läßt sie vielmehr in die Festung Tutbury in der Grafschaft Stafford in Verwahrung bringen.

Während daß Maria den kränkenden Schimpf der eben beschriebenen Demüthigung litt, stellte sich unvermuthet einer der mächtigsten Großen Engellands als ihr Retter auf. Der Herzog von Norfolk, ein angesehener, mächtiger Herr, beliebt bei der ganzen Nation wegen seines freundlichen Betragens und seiner Wohlthätigkeit; seiner Klugheit und seiner Bescheidenheit wegen selbst von seiner Königin geachtet, faßte den Entschluß, Marien zu ehelichen. Die vornehmsten vom hohen Adel wußten um seinen Plan, und billigten ihn. Marie nahm gleichfalls den Antrag mit Freuden an. Selbst auswärtige

Könige, jene von Frankreich und Spanien wurden um ihr Gutachten ersucht, und gaben dem Vorhaben des Herzogs ihren Beifall. Nur vor seiner Königin hielt er sein Vorhaben geheim, und zog sich dadurch ihren Unwillen zu. Die Mißhelligkeit zwischen beiden wuchs bald zu einem so hohen Grade heran, daß er unwillig den Hof verließ. In der Folge ward er auf Befehl der Königin aufgehoben, und in den Tower geschickt.

Als die Nachricht von dieser Gefangennehmung in der nördlichen Gegend bekannt wurde, gerieth auf einmal alles in die lebhafteste Bewegung. Seine Macht sowohl, als sein guter Charakter hatten dem Herzoge von Norfolk dort eine Menge Freunde verschaffet. Jedermann schimpfte laut über das ungerechte Verfahren mit ihm. Die Grafen von Westmoreland und Nort-

humberland treten sogleich als die Häupter einer Verbindung auf, und treffen Anstalt zu einer Empörung. Man theilet eine Nachricht von diesem Vorhaben der Königin Marie und ihren Ministern mit, die dasselbe genehmigen; man tritt in Unterhandlungen mit dem Herzoge von Alva, Statthalter der Niederlande, welcher Truppen und Kriegsbedürfnisse zu senden verspricht. Man giebt ein Manifest heraus, worin man seine Unternehmung zu rechtfertigen suchet, und ziehet gegen die Königlichen zu Feld. Man gedenke nicht, hieß es in dieser Schrift, die der Königin schuldige Treue zu brechen, oder ihren Rechten nahe zu treten. Ihre Sache sei nur, den Glauben ihrer Väter wieder einzuführen, einige schlimme Rathgeber der Königin zu entfernen, den Herzog von Norfolk auf freien Fuß zu setzen, und zu

bewirken, daß Maria bei der Königin Elisabeth wieder zu Gnaden gelange.

Mit diesem Vorsatze rückten die Häupter der Verschwörung an der Spitze von 1600 Reitern und 4000 Mann zu Fuß gegen die Königlichen heran. Da sie die Religion mit in das Spiel gezogen hatten, so glaubten sie, alle Katholiken in England, die ohnehin über Elisabeths Reformation mißvergnügt waren, werden ihnen in der Hoffnung, die Wiederherstellung des katholischen Glaubens durch sie zu erlangen, in großen Haufen zuströmen. Allein niemand trat ihnen bei, und ihre Sache gieng aus Mangel an hinlänglicher Unterstützung so schlecht, daß sie, als sie die Uebermacht der gegen sie anrückenden Feinde erblickten, genöthiget waren, sich zurückzuziehen. Da die Nachricht bei ihnen einlief, daß überdieß noch frische Truppen

zur Verstärkung der königlichen Armee auf dem Wege begriffen seien, giengen sie äußerst betroffen gar auseinander, ohne daß es zu einem Gefechte kam. Der Graf von Northumberland floh nach Schottland, ward aber dort von dem Staatsverweser gefangen gesetzt. Der Graf von Westmoreland suchte und fand seine Rettung in Flandern.

Sobald der gefangene Herzog von Norfolk gesehen hatte, daß die Sache ein ernsthaftes Ansehen gewinne, hatte er seine Gesinnung geändert, und die Absichten der Königin nach seinen Kräften befördert. Es kränkte ihn, daß aufbrausende Köpfe sich seiner wider seinen Willen auf eine so unerlaubte Art annahmen, und unter dem Vorwande, ihn zu retten, Treue und Gehorsam gegen ihre Gebieterin brachen. Sehr bereitwillig erleichterte er ihr daher

das Geschäft, auf seinen Gütern Geld zu erheben, und Truppen zu werben. Als in eben demselben Jahre 1569. ein neuer Aufruhr unter der Anführung des Lord Dawes in der nämlichen Absicht ausbrach, der aber in kurzer Zeit eben so glücklich gedämpfet wurde, verharrte der Herzog noch immer standhaft bei der Ergebenheit gegen die Königin. Dadurch nahm er dieselbe so sehr für sich ein, daß sie ihn aus eigenem Antriebe aus dem Tower entließ.

Allein kaum genoß er ein Jahr seine Freiheit, so ließ er sich unglücklicher Weise durch einige arglistige Menschen in einen ähnlichen Plan verwickeln, der schon den vorherigen Aufrührern mißlungen war. Mariens Gesandter in Engelland, der Bischof von Roß, Rodolphi, ein Emissair des päbstlichen Hofes, und mehr

andere Feinde der Königin beredeten ihn, das alte Verständniß mit der schottischen Königin zu erneuern, und dem Entwurfe zu einem Aufstand beizutreten, dessen Absicht ihre Befreiung war. Der Herzog von Alva versprach 6000 Mann zu Fuß, 4000 Mann zu Pferd zu liefern; eine Menge Katholiken schienen das Unternehmen unterstützen zu wollen; alles war bereits zur Ausführung reif. Doch durch blinden Zufall kam das bisher so verschwiegen gehaltene Geheimniß an den Tag. Ein Bedienter des Herzoges, welcher den Auftrag hatte, eine Summe Geldes dem Lord Herreis, einem Anhänger Mariens in Schottland zu bringen, schöpfte Verdacht, und händigte das Geld nebst dem Briefe des Herzoges dem englischen Staatssekretär ein. Dieser wandte sich sogleich an des Herzogs übrige Diener, und erfuhr

von ihnen alles, was man beschlossen hatte. Sogleich brachte man den Herzog zum zweitenmale in den Tower, und hielt hierauf Gericht über ihn. Fünf und zwanzig Geschworne aus dem Stande der Pairs sprachen einmüthig das Todesurtheil über ihn aus; diesem zu Folge wurde er im Jahre 1572. enthauptet. Eben dieses Loos traf wenige Monate darauf auch den Grafen von Northumberland, den der Staatsverweser ausgeliefert hatte.

Diese unglücklichen Versuche verschlimmerten offenbar Mariens Schicksal; denn von nun an fand Elisabeth um ihrer eigenen Sicherheit willen nöthig, sie genauer als jemals in ihren Augen zu haben. Dessen ungeachtet blieb sie doch nicht von gefährlichen Nachstellungen frei, und es wurden von Zeit zu Zeit neue Verschwörungen angezettelt. Von den katholischen

Engelländern war ein großer Theil der gleichfalls katholischen Königin von Schottland ergeben. Wie nun ohnehin der Geist der Intoleranz die Katholiken immer zu neuen Versuchen, ihre Gegner zu unterdrücken, bereit hielt, so war nichts natürlicher, als daß sie Mariens Sache gegen ihre protestantische Gegnerin mit ihrer eigenen verbanden. Viele Dinge ereigneten sich daher um diese Zeit, welche der Sicherheit der Königin Elisabeth große Gefahr drohten. Schon im Jahre 1569. wurde die Bulle des Pabstes Pius V, worin er sie als eine Ketzerin in den Bann that, und ihre Unterthanen vom Eide der Treue lossprach, an mehrern Orten in London öffentlich angeheftet. Zu Douay, und in der Folge zu Rom und Rheims wurden Seminarien für englische Katholiken errichtet, und viele Zöglinge derselben

begaben sich nach und nach heimlich nach Engelland, und breiteten dort aufrühreri- sche Gesinnungen gegen die Königin aus. Die Jesuiten, welche sich häufig in das Königreich einschlichen, lehrten ohne Scheu, Verrätherei und Meuchelmord seien erlaubte Mittel gegen Ketzer. Vier solcher Geist- lichen wurden im Jahre 1580. mit dem Tode bestrafet, weil sie öffentlich behauptet hatten, Elisabeth sei mit Recht von dem Pabste ihres Reiches für verlustig er- kläret worden. Einige gaben sich sogar für Protestanten aus, und fanden unter die- sem Titel Zutritt und Aufenthalt im Kö- nigreiche. Zween Jesuiten, die sich hinter diese Masque versteckt hatten, erhielten sogar Lehrstellen an der hohen Schule zu Oxford. Alle diese Leute arbeiteten unab- läßig dahin, ihre Grundsätze auszubrei- ten, alle ihre Anhänger für die schottische

Königin einzunehmen, und ihnen einen bittern Haß gegen die Königin Elisabeth einzuflößen. Ihr Leben stand daher öfter als einmal in Gefahr, da mehrere Verschwörungen offenbar gegen dasselbe gerichtet waren. Dieser abscheuliche Unfug, welcher gleichsam von Tage zu Tag überhand nahm, nöthigte endlich das Parliament, daß es im Jahre 1584. die Ausübung der katholischen Religion unter schweren Strafen gänzlich verbot, und alle Jesuiten und katholischen Priester binnen vierzehn Tagen aus dem Königreiche verbannte.

Es mag seyn, daß Marie an mehrern solchen geheimen Unternehmungen keinen Antheil gehabt hat; aber öfters kam doch dabei ihr Name auf die Bahn, und wenigst rechtfertigten mehrere Umstände den Verdacht, welcher bei sol-

chen Gelegenheiten auf sie fiel. Der schwereste Beweis wider sie ist wohl jene fürchterliche Verschwörung, in welche sie sich im Jahre 1586. einließ. Einem abgeredten Plane gemäß, und mit dem unseligen Vorsatze, die englische Königin vom Throne zu stürzen, war Johann Ballard, ein Geistlicher aus der jesuitischen Pflanzschule zu Rheims, in der Kleidung eines Soldaten und unter dem Namen eines Hauptmannes Fortescue in Engelland angekommtn. Der spanische Gesandte zu Paris, Bernard Mendoza, war mit in diesen Anschlag verwickelt. Sein Herr, der König Philipp II, der Pabst, der Herzog von Guise in Frankreich, der Prinz von Parma und mehr andere Mitglieder des damals herrschenden katholischen Bundes wußten um dieses Vorhaben. Ueberhaupt scheinet es ein von

den katholischen Höfen allgemein verabredeter Plan gewesen zu seyn, die protestantische Religion mit den Waffen in der Hand überall auszurotten, und die katholische wieder einzuführen, sollte es auch jedem anders denkenden Könige Thron und Leben kosten. Dem Entwurfe gemäß, welchen Ballard gemacht hatte, sollte zugleich mit der Ermordung der Königin Elisabeth ein Aufruhr im Innern, und ein Einfall fremder Völker von außen erfolgen.

In der Grafschaft Derby lebte damals Anton Balington, ein Herr aus einer guten Familie, mit einem ansehnlichen Vermögen beglückt, von einem Alter, welches gewöhnlich zu kühnen Unternehmungen anspornet, ein warmer Freund der schottischen Königin, ein Eiferer für die Sache der Katholiken. An diesen wen-

det sich Ballard, stellet ihm das Vorhaben mit verführerischer Beredsamkeit als eine gerechte, löbliche, verdienstvolle Sache vor, machet ihm überdieß Hoffnung, daß ihm Maria als ihrem Retter aus Erkenntlichkeit ihre Hand geben werde, und zündet in seinem Herzen die Flamme einer Leidenschaft an, die ihn bethöret, und zur Theilnahme an einem verzweifelten Wagestücke hinreißet. Babington und Ballard bewirken es bald, jener durch sein Ansehen, dieser durch seine Schlangenkünste, daß mehrere Edelleute auf ihre Seite treten, und bringen eine starke Verbindung zu Stand. Ueberdieß schicket der Prinz von Parma einen gewissen Savage nach Engelland, einen Menschen von verzweifelten Glücksumständen, welcher das Geschäft, die Königin zu ermorden, willig auf sich nimmt. Man

theilet zugleich der Königin Maria heimlich eine Nachricht von dem Anschlage mit, sie vermittelst einer Empörung aus der Gefangenschaft zu befreien, und erhält ohne Schwierigkeit ihre Genehmigung.

Doch wie bei einer zu großen Zahl von Mitgliedern eines geheimen Bundes das Daseyn desselben selten in die Länge verborgen bleiben kann, so kam der geschickte englische Staatssekretär Walsingham auch diesem Anschlage bald auf die Spur. Schlau hielt er einen Vertrauten Ballards in seinem Solde, und erfuhr von demselben alles, was die Verschwornen beschlossen hatten. Einen andern schob er listig in ihre Gesellschaft ein, und dieser forschte unter dem Scheine der eifrigsten Theilnahme alle übrigen Umstände genau aus. Zu ihrem größten Schrecken wurde Ballard unvermuthet in Verhaft ge-

nommen. Dieß brachte sie aus der Fassung. Verwirrt lief der eine an diesen, der andere an jenen Ort; dieser versteckte sich in irgend einen abgelegenen Winkel; jener zog in der größten Eile fremde Kleider an, und hoffte in denselben fern von seinem Wohnorte unerkannt zu bleiben; so ergriff ein jeder ein anders Mittel, der verdienten Strafe zu entgehen. Allein kein Verbergen, keine Flucht konnte sie retten; sie wurden alle entdecket, und nach vorhergegangenem Geständnisse der Wahrheit mit dem Tode bestrafet.

Der schwarze Plan war nun vernichtet, und die Bosheit der Urheber desselben gezüchtiget. Aber die größte Schwierigkeit war nun die Entscheidung der Frage, was man mit Marien anfangen sollte, um deren willen der abscheuliche Entwurf angelegt worden? Einige Staatsräthe rie-

then, sie lebenslänglich in engem Arrest zu halten. Der Graf von Leicester schlug ihre Wegräumung durch Gift vor, damit man sich dadurch vor allem Vorwurfe wegen eines ungerechten Verfahrens sicher stelle. Aber der größte Theil der Räthe bestand darauf, man müsse sie öffentlich zum Verhöre nehmen, und alsdann nach Beschaffenheit der Aussagen und Beweise gegen sie sprechen, was recht ist. Ein Gericht von vierzig Männern aus dem hohen Adel und den Staatsräthen ward also niedergesetzt, um über die unglückliche Königin ein Urtheil zu fällen.

Maria war gleich nach der Hinrichtung der Verschwornen nach Fontheringay gebracht worden, und ihre Richter folgten ihr im November 1586. dahin, und machten ihr zu wissen, daß sie sich zum Verhöre wegen ihrer letztern Verschwörung

anschicken sollte. Sie antwortete, sie sei nicht Elisabeths Unterthanin, sondern unabhängige Königin. Keineswegs könne sie sich zu einer Unterwerfung erniedrigen, die ihrer, und der Ehre ihrer Nachkommen nachtheilig seyn würde. Wolle man aber ihre Sache an ein versammeltes Parliament verweisen, so sei sie erbietig, sich vor demselben zu vertheidigen. Doch alles ihr Weigern fruchtete nichts; sie mußte zuletzt, wiewohl unter beständiger Protestation gegen alle Unterwürfigkeit, geschehen lassen, daß das niedergesetzte Gericht mit ihr, wie mit einer ihm unterworfenen Verbrecherin, nach allem Ernst verfuhr.

Drei Punkte waren es eigentlich, deren man sie beschuldigte: sie habe der Königin von Engelland nach Thron und Leben getrachtet, sie habe Einfälle fremder Völker

im Königreiche begünstiget, und die reformirte Religion zu vertilgen gesucht. Nur auf den ersten Punkt schränkte sie ihre Vertheidigung ein. Sie mache kein Geheimniß daraus, sagte sie, daß sie um ihrer traurigen, ungerechten Gefangenschaft einmal ein Ende zu machen, die von auswärtigen Monarchen ihr angebotene Hülfe nicht ausgeschlagen habe. Daß sie aber in einen Anschlag gegen Elisabeths Leben eingewilliget habe, läugnete sie standhaft. Da man ihr entgegen einwandte, Babingtons eigenes Geständniß überweise sie, daß sie um seine Absichten gewußt habe, da man ihr überdieß Abschriften von einem Briefwechsel mit diesem Verschworenen vorhielt, worin sie die Ermordung der Königin ausdrücklich billigte, erklärte sie Babingtons Geständniß für eine Wirkung von

den Schmerzen der Folter, die Briefe aber für untergeschoben.

Es ist überhaupt eine ganz besondere Art, auf welche dieses Gericht mit Marien verfuhr. Kein einziges Rechtsmittel, dessen Ergreifung man sonst einem jeden Verbrecher aus dem niedrigsten Stande zugestehen muß, ward ihr gegönnet; was immer zu ihrer Rechtfertigung beitragen konnte, ward ihr unbarmherzig verweigert. Man versagte ihr einen Anwald, man ertheilte ihr auf ihr Verlangen keine Abschrift ihres gethanen Einspruches, man stellte auf ihre Foderung diejenigen, die gegen sie ausgesagt hatten, nicht mit ihr zusammen; sogar die Schriften, welche sie zur Vorbereitung auf ihr Verhör aufgesetzt hatte, wurden ihr vorenthalten. Es scheinet, man habe schon zum voraus den Entschluß gefaßt, sie hinzu-

richten, man möchte sie nun für schuldig, oder für unschuldig befinden. Nach dieser Stimmung der Gemüther, die vielleicht mehr Einfluß auf die Entscheidung hatte, als die eigentliche Beschaffenheit ihrer Sache, ward sie dann wirklich am 25sten Oktober 1586. für schuldig erkläret, und zum Tode verurtheilet. Man setzte jedoch zuvor fest, dieses Urtheil sollte ihrem Sohne, dem Könige Jakob von Schottland an seiner Ehre nicht den geringsten Nachtheil verursachen. Am 29sten Oktober bestätigte hierauf das Parliament diesen Spruch, und drang in einer Addresse an die Königin auf schleunige Vollziehung desselben.

Als Elisabeth erfuhr, welches Urtheil über Marien ergangen, gerieth sie, wenigst dem Scheine nach, in die äußerste Bestürzung. Sie legte die Trauer

an, verzögerte die Vollstreckung des Richterspruches, trug dem Parliament auf, zu untersuchen, ob dann kein Mittel übrig sei, die schottische Königin zu retten, und ließ endlich diejenigen, welche in Verfolgung derselben ihren Willen pünktlich befolgt hatten, sogar einziehen, und zu großen Geldstrafen verurtheilen. Es ist möglich, daß sich jetzt, da sie ihre Gegnerin bereits am Rande des Abgrundes sah, das böse Gewissen geregt, und ihr Innerstes gegen eine so entsetzliche That empört habe. Aber weit wahrscheinlicher ist, daß ihre Betrübniß nur Verstellung gewesen; denn so oft ihr Vorstellungen gemacht wurden, um Begnadigung für Marien, oder auch nur Aufschub der Strafe zu bewirken, zeigte sie sich abgeneigt und ungehalten. Vergebens schickte der König von Frankreich eine außerordentliche Gesandt-

schaft an sie, und bat für Mariens Leben. Vergebens wandte ihr Sohn, der König Jakob von Schottland Bitten und Drohungen an. Elisabeth blieb unbeweglich. Als der schottische Gesandte sie bat, die Hinrichtung nur eine Woche noch zu verschieben, antwortete sie äußerst aufgebracht: Nein, nicht eine Stunde!

Als der Königin von Schottland das Todesurtheil bekannt gemacht wurde, hörte sie es ohne alles Entsetzen an. Sie sterbe, sagte sie, als Märtyrerin für die katholische Religion. Am Abende vor ihrer Hinrichtung nahm sie eine mäßige Mahlzeit ein, rief hierauf ihre Diener herein, und trank ihnen zu. Rund um sie herum thaten dieselben auf ihren Knien Bescheid, und baten sie um Verzeihung, wenn sie je die Erfüllung ihrer Pflicht sollten versäumet haben. Auch sie bat, sie möchten

ihr alles dasjenige vergeben, wodurch sie dieselben etwa konnte beleidiget haben. Mit der äußersten Wehmuth verließen sie ihre Gebieterin nach diesem rührenden Abschiede, und ein Strom von Thränen stürzte aus eines jeden Auge.

Am folgenden Morgen kamen ihre Nachrichter zu ihr, und führten sie in einen Saal, worin ein Blutgerüst errichtet, und mit schwarzem Tuche bedeckt war. Dort wurde das Todesurtheil am 7ten Februar 1587. an ihr vollzogen, nachdem sie noch kurz vor ihrer Hinrichtung ihre Unschuld in Ansehung einer Verschwörung gegen das Leben der Königin Elisabeth mit einem Eide betheuert hatte. So unglücklich starb eine Königin, die ihres Standes und ihrer guten Eigenschaften wegen ein bessers Schicksal verdienet hatte. Es mag seyn, daß sie um das Vorhaben, die Kö-

nigin von Engelland zu ermorden, gewußt, und es heimlich gebilliget habe; es ist aber auch gewiß, daß Elisabeth selbst durch die unerbittliche Härte, mit der sie ihr beständig begegnet, sie zu einem so verzweifelten Schritte verleitet hat. Sie selbst scheinet es darauf angelegt zu haben, ihre Feindin zu einem großen Verbrechen zu reizen, damit sie dadurch Gelegenheit bekomme, sie aus dem Wege zu räumen. In dieser Betrachtung starb Maria ganz gewiß als ein unglückliches Opfer des Ehrgeizes und der Eifersucht eines Weibes. Es ist auch hart, daß sie sich nach englischen, ihr fremden Gesetzen mußte verurtheilen lassen, welchen eine unabhängige Königin von Schottland keineswegs unterworfen seyn konnte.

Viele Edle beweinten ihr unglückliches Ende; aber der große Haufe der Prote-

stanten frohlockte darüber; denn gleichwie die Katholiken Mariens Sache zu ihrer eigenen gemacht hatten, so verbanden im Gegentheile die Reformirten auch Elisabeths Sache mit der ihrigen, und glaubten, in dem Untergange der erstern ihre Rettung zu finden. Aber der Plan einiger katholischen Höfe, die reformirte Religion zu verdrängen, ward, wenn gleich Marie aus dem Wege geräumt war, dadurch doch nicht vereitelt. Vielmehr ward die katholische Parthei durch diese Hinrichtung noch mehr erbittert, und in ihrem Vorsatze bestärket. Philipp II, König von Spanien, eines der vornehmsten Häupter dieses geheimen katholischen Bundes, überzog jetzt Engelland ernstlich mit Krieg, und rüstete eine fürchterliche Flotte aus, die er die unüberwindliche nannte. Schon seit mehrern Jahren her saß außer seiner In-

toleranz gegen alle Ketzer verschiedener kleiner Veranlassungen wegen ein tiefer Groll gegen Elisabeth in seinem Busen. In den Niederlanden hatten sich seine Unterthanen, aufgebracht über die Tyrannei des Herzogs von Alva, gegen ihn empört, hatten dort das Feuer eines fürchlichen Krieges angezündet, und suchten sich nebst der Religionsfreiheit auch die politische zu erkämpfen. Und bei der großen Gefahr, welche dem Könige drohte, hatte Elisabeth die Rebellen durch Mannschaft und Geld unterstützt. Sie hatte im Jahre 1585. ein Bündniß mit ihnen geschlossen, und ihnen 5000 Mann unter der Anführung des Grafen Robert Dudley von Leicester zugeführt. Schon vorher hatte Franz Drake, als er im Jahre 1577. bis 1580. die Erde umschiffte, die Spanier in Amerika angegriffen, und

die Königin hatte ihn nicht nur nicht dafür bestrafet, sondern vielmehr durch besondere Ehrenbezeigungen ausgezeichnet. Um eben diese Zeit hatte der Herzog von Ormond, als die Spanier in Irland eine Festung anlegten, 700 Mann ohne Schonung niedergehauen. Im Jahre 1586. hatte Elisabeth die Spanier aufs Neue in Westindien angreifen lassen, und den König dadurch gleichsam selbst zum Kriege aufgefodert. Endlich konnte Philipp nicht vergessen, daß die Königin, da Marie sich auf seinen Schutz berief, sie vom Genusse desselben hartherzig ausschloß, und ungeachtet seiner dringenden Fürbitte enthaupten ließ. Alles dieses erfüllte den König mit einem bittern Haß gegen die Engelländer, und reizte ihn, alle seine Kräfte gegen diese Nation aufzubieten.

Die Flotte, welche er unter dem Kommando des Marquis von Santa Crux, eines zu selbiger Zeit allgemein berühmten Admirals auslaufen ließ, bestand aus 130 Schiffen, dergleichen Europa in Ansehung ihrer Größe noch nie gesehen hatte. 55,000 Mann Landtruppen waren bestimmet, nach Engelland übergeführt zu werden, und das Königreich anzugreifen. Außer diesen befanden sich 1400 Matrosen und Galeerensklaven, und 2630 große metallene Kanonen auf der Flotte. Die Lebensmittel, die sie mit sich führte, reichten auf ein halbes Jahr hin. Die vornehmsten Fürsten und Geschlechter in Italien rechneten es sich zur Ehre, diese allgemein angestaunte Flotte mit ihren eigenen Schiffen zu begleiten. Von einer so außerordentlichen Macht konnte man sich den besten Erfolg versprechen. Ueberdieß rechnete

Philipp auf eine Empörung der englischen Katholiken, welche bei der Landung seiner Truppen erfolgen sollte; denn er erschien, wenigst dem Aeußerlichen nach, als ihr Retter, als Vertheidiger des katholischen Glaubens. Maria hatte ihm heimlich ihre Ansprüche auf die englische Krone abgetreten; der Pabst hatte die Königin Elisabeth ihrer königlichen Würde verlustig erkläret, und ihm die Vollstreckung dieses Ausspruches übertragen.

Auf der andern Seite stellte auch die Königin von Engelland ihren Feinden eine ansehnliche Macht entgegen. Drei Armeen von 78,000 Mann beschützten die englischen Küsten. Die Flotte bestand zwar nur aus dreißig Schiffen, welche überdieß viel kleiner und unansehnlicher waren, als

die feindlichen. Aber sie waren leichter und lenkbarer, und, was ihnen einen überwiegenden Vorzug gab, die treflichsten Seeleute, die den Spaniern an Geschicklichkeit und Erfahrung weit überlegen waren, führten sie an. Elisabeths männliche Entschlossenheit feuerte die Ihrigen gleichfalls nicht wenig zur Tapferkeit an. Zu Pferd erschien sie im Lager bei Tilbury, und rief ihnen Muth zu. Seid muthig, sprach sie, und fürchtet keine Schwierigkeit. Eure Gefahr und Euer Schicksal sollen auch die meinigen seyn. Jede Heldenthat, die einer von Euch ausüben wird, soll ihre sichere Belohnung finden. Zeiget auch dießmal Eure gewohnte Tapferkeit; gewiß werden wir einen herrlichen Sieg über die Feinde meines Gottes, über die Feinde meines Reiches und meiner Unterthanen erfechten.

Der Erfolg bestätigte auch die Richtigkeit ihrer Weißagung. Die sogenannte unüberwindliche Flotte lief am 27sten Mai aus dem Hafen von Lissabon. Gleich anfänglich starb ihr Admiral, der Marquis von Santa Crux, dessen Tapferkeit und Einsicht allein sie unüberwindlich hätte machen können. Seine Stelle ersetzte der Herzog von Medina Sidonia, ein im Seekrieg unerfahrner, unwissender Mann. Bald darauf erhob sich ein heftiger Sturm, und richtete einige der kleinern Schiffe zu Grund. Da hierauf der englische Befehlshaber Howard zur Zeit, da der spanische Admiral eben an die flandrische Küste segeln wollte, um die Einschiffung einer andern Armee, unter dem Prinzen von Parma, zu decken, die hintere Schiffe der Spanier durch seine schnellere und leichtere Schiffe angreifen

ließ, trieb er sie bald durch seine ungemein wirksamen Lagen, und durch eine Art von Brandern, die er mitten unter sie schickte, so sehr in die Enge, daß sie in größter Unordnung die Flucht ergriffen. Seitdem hielten die Engländer die spanischen Schiffe immer getrennet, und ließen es nie zu einem Haupttreffen kommen. Aber mehrere kleinere Gefechte fielen vor, in welchen allen die Spanier den Kürzern zogen. Als der Herzog von Medina Sidonia sah, daß es ihm bei dem Verlust vieler Schiffe, den er bereits erlitten hatte, und bei der großen Zerstreuung der übrigen unmöglich sei, das Uebergewicht über die Engelländer zu erhalten, berief er einen Kriegsrath zusammen, und beschloß, nach dem einmüthigen Gutachten desselben, nach Hause zu schiffen. Unterwegs beschädigte noch ein schreck-

licher Sturm die Flotte, und verschlug 17 Schiffe an die schottischen und irländischen Küsten. So kamen von dieser prächtigen, aus 130 Schiffen bestehenden Flotte nur 53 in einem sehr schlechten Zustande nach Spanien zurück, und obwohl sie den Namen der unüberwindlichen führte, war sie doch von den Engelländern überwunden worden. Spanien verlor bei diesem unglücklichen Seezuge nebst einigen und siebenzig Schiffen mehr als 10,000 Mann.

Von Seite Engellands wurde indessen der Krieg noch immer lebhaft fortgesetzt. Viele Privatpersonen, da sie das Glück ihrer Landsleute sahen, rüsteten Kaperschiffe auf eigene Kosten aus, und wo sie ein spanisches, mit Geld und Gütern beladenes Schiff erblickten, da griffen sie es an, und nahmen es weg. Da um diese Zeit Don Antonio, Prior von Crato,

Ansprüche auf den portugiesischen Thron machte, und um englische Unterstützung ansuchte, hatten die bisher gegen die Spanier erfochtenen Siege den Engelländern so viel Selbstvertrauen eingeflößt, daß sie nun angriffsweise gegen dieselben verfuhren. Bei Corunna verloren diese letztern im Jahre 1589. ein entscheidendes Treffen, und mehrere Städte und Flecken wurden von den erstern erobert und in Aschen gelegt. Auch gegen die spanischen Besitzungen in Amerika schickte Elisabeth im Jahre 1596. eine mächtige Flotte unter dem Oberbefehle des Großadmirals Howard. Der Graf von Essex hatte das Kommando über die Landtruppen. Cadix, dessen Hafen von reichen Schiffen angefüllt war, wurde bald erobert und geplündert. Aber die reich beladenen Schiffe verbrannten die Spanier selbst.

Für alle diese Unfälle rächten sie sich an den Engelländern auf eine andere Art; sie versuchten es, in Irland eine allgemeine Empörung zu Stand zu bringen. Seit vierhundert Jahren, daß Engelland die Oberherrschaft über diese Insel behauptete, hatte dieses Reich die rauhen, ungebildeten Bewohner derselben nie dahinbringen können, selbige mit Zufriedenheit zu ertragen. Im Grunde trugen die Engelländer selbst das meiste zu der Abneigung der Irländer gegen sich bei. Daß sie diesem wilden und zugleich freiheitsliebenden Volke den Vortheil gleicher Rechte mit ihnen entzogen, und es wie einen Feind behandelten, war gewiß ein großer politischer Fehler. Die geringe Besatzung, welche sie in diesem Lande hatten, reichte nicht hin, ihr Ansehen dort zu behaupten, und überdieß erbitterte diese die Nation durch Räubereien

und andere Ungerechtigkeiten noch mehr. Unaufhörlich hatten daher die Irländer von je her Versuche gewagt, das englische Joch abzuschütteln. Unter Elisabeths Regierung hatten sie schon seit dem Jahre 1560. von Zeit zu Zeit Aufruhr erregt. Der König von Spanien und der Pabst, Feinde der Königin, weil sie die reformirte Religion begünstigte, hatten sie heimlich genährt. Im Jahre 1598. brach die Empörung von Neuem aus. Der englische Statthalter in dieser Insel hatte den Fehler begangen die Einwohner von Ulster gegen die Einfälle der Schotten zu bewaffnen. Mit den Waffen bekamen nun die Irländer zugleich neuen Muth. Einer ihrer Landsleute, Hugh O'Neale, den Elisabeth zum Grafen von Tyrone erhoben hatte, warf sich undankbar zum Anführer auf, und nannte sich den Be-

freier seines Vaterlandes. Er übernahm seine Rolle mit großer Zuversicht; denn Spanien unterstützte ihn.

In dieser gefährlichen Lage schickte die Königin von Engelland den Grafen von Essex mit 20,000 Mann ab, die Rebellen zu demüthigen. Dieser Graf war seit geraumer Zeit der Liebling der Königin, verständig, geschickt und tapfer; aber zugleich stolz, aufbrausend, und voll Eigendünkel. Im Vertrauen auf die Liebe der schwachen Königin hatte er bereits seit seiner Erhebung zum Rang eines Günstlings beinahe alles im Staate nach seinem Gefallen geordnet, und sich dadurch die Eifersucht und den Haß vieler Höflinge zugezogen. Im irländischen Kriege gab er nun seinen Feinden Stoff genug, seinen Sturz zu befördern. Anstatt dem erhaltenen Befehle zu Folge geraden Weges auf den

Grafen von Tyrone loszugehen, zog er in eine andere Gegend, verschleuderte die Zeit mit kleinen, unnützen Gefechten, und büßte dabei den Kern seiner Mannschaft ein. Hatte sich ihm in irgend einer Gegend ein Volk bei seiner Annäherung unterworfen, so fiel es nach seinem Rückzuge sogleich wieder ab; denn nie führte er einen Hauptstreich aus, welcher der Nation Muth und Kräfte benahm. Zudem beschuldigten ihn seine Feinde, er habe absichtlich den Krieg in die Länge gezogen, habe die kostbareste Zeit mit Unterhandlungen zugebracht, und den Feinden Waffenstillstände bewilliget, welche ihnen Musse verschafften, neue Kräfte zu sammeln.

Dieser unerwartete, schlechte Erfolg erregte das Mißvergnügen der Königin in einem hohen Grade. Seine Feinde ermangelten nicht, dasselbe zu nähren. End:

lich verläßt er, da er die geheimen Anstalten derselben bemerket, um nicht Elisabeths Gunst zu verlieren, ohne Erlaubniß seinen Posten, und geht nach London zurück. Dadurch verschlimmerte er seinen Handel. Die Königin, ernstlich aufgebracht über sein Verhalten, kündigte ihm Arrest in seinem Hause an, und der Staatsrath erhielt den Auftrag, sein Betragen zu untersuchen. Nach der Untersuchung ergieng der Spruch dahin, er sollte seine Aemter niederlegen, und bis zur weitern Entschließung der Königin als ein Gefangener in seinem Hause bleiben.

Im Vertrauen auf die noch nicht erloschene Neigung der Königin würde ein Mann von gemäßigter Denkungsart, wenn er an seiner Stelle gewesen wäre, sich diesem Ausspruche bescheiden unterworfen, und mit Grund günstige Zeiten erwartet

haben. Allein dem stolzen, trotzigen Grafen war eine solche Mäßigung unmöglich. Je größer zuvor seine Zuversicht auf das gute Verständniß war, in welchem er mit der Königin lebte, desto unerwarteter war ihm jetzt dieser Vorfall, und desto mehr fand er sich dadurch beleidiget. Ungeduldig über die Länge seines Arrestes, und in der albernen Meinung, es sei ihm höchst unrecht geschehen, sann er auf Mittel, sich an seinen Feinden im Staatsrathe zu rächen. Sein erstes Bestreben gieng dahin, sich einen großen Anhang zu verschaffen, der seine Absichten kräftig unterstützen könnte. Durch verschiedene wirksame Mittel, durch prächtige Tafeln, die er den Großen gab, durch Freigebigkeit gegen Geringere, durch Versprechen und Schmeichelei brachte er in kurzer Zeit eine Menge Menschen auf seine Seite. Der Vorneh-

me, wie der Gemeine, der Vermögliche, wie der Arme, jeder war ihm willkommen; jeden wußte er bei seiner Leidenschaft oder schwachen Seite zu fassen und zu gewinnen. Besonders bewarb er sich um die Gunst der Soldaten, die ihm bei seinem aufrührerischen Vorhaben gute Dienste versprachen. Endlich steckte er sich auch hinter die verschiedenen Religionspartheien, schmeichelte einer jeden, und zog sowohl Katholiken als Puritaner in sein Interesse.

Die Puritaner waren eine Klasse von Reformirten in Engelland, welche mit größtem Eifer alles Aeußerliche im Gottesdienste verwarfen, was sie immer der römischen Kirche in diesem Stücke auf irgend eine Weise nähern könnte. Sie waren zur Zeit entstanden, da Elisabeth ihre Reformation in Engelland festsetzte. Diese Königin, welche überhaupt für das Cere-

moniel in den Gottesverehrungen einge- nommen war, hatte bei ihrer Reformation in der Kirchenverfassung manches von der alten stehen lassen, was diesen Eiferern ein Stoff zum Aergerniß war. Schlechter- dings konnten sie sich nicht dazu verstehen, sich derselben zu unterwerfen. Sie nann- ten sich von der größern Reinigkeit ihrer Lehre Puritaner, und machten seit dieser Zeit eine besondere Sekte aus; da im Ge- gentheile die Kirche, welche den Einrich- tungen der Königin folgte, die hohe, oder die bischöfliche hieß, weil derselben Bischöfe vorstanden, welche Elisabeth beibehal- ten hatte. Da die erstern keinen Bischof erkannten, sondern an deren Stelle sich Presbyters, das ist, Aelteste wählten, so nannte man sie auch Presbyterianer; end- lich zog ihnen ihr Widerspruch gegen jenen Schluß des Parliaments, welcher die

Gleichförmigkeit im Gottesdienste verordnete, den Namen der Nonkonformisten zu. Schon von dem Augenblick an, da diese Sekte sich bildete, zeigte sie ein besonders eifriges Streben nach der Unabhängigkeit in Glaubenssachen, und bald wußte sie sich durch ihre Zahl und Entschlossenheit so wichtig zu machen, daß man nöthig fand, sie besonders im Auge zu halten. Mit vorzüglicher Freimüthigkeit thaten sich jene Mitglieder des Parliaments hervor, welche zur Kirche der Puritaner gehörten.

Sowohl mit dieser Klasse Menschen, als mit den gleichfalls zahlreichen Katholiken trat nun der erbitterte Graf von Essex in ein geheimes Verständniß. Zu ihnen gesellten sich noch alle diejenigen, welche mit dem gegenwärtigen Zustande der Dinge mißvergnügt waren, Leute von niedrigem Stande, welche den Vornehmen

ihren Rang und ihr Glück mißgönnten; Dürftige, welche den Vermöglichen wegen seines Reichthumes beneideten; Menschen, welche bei einem guten Ausgange der Sache viel zu gewinnen hofften, bei einem schlechten nichts zu verlieren hatten. Da der Graf glaubte, daß nun sein Anhang stark genug sei, um ihn bei einer kühnen Unternehmung hinlänglich zu unterstützen, so beschloß er, im Jahre 1600. mit der Ausführung seines verwegenen Planes den Anfang zu machen. Einer seiner Anhänger sollte mit seinen Leuten die Thore des königlichen Pallastes, ein anderer den Gerichtssaal, ein dritter die Wachstube besetzen. Er selbst übernahm das Geschäft, mit einer Anzahl Truppen bis zur Königin vorzudringen, und von ihr zu verlangen, daß sie seine und ihre Feinde vom Hof und Staatsrath entferne, ein neues Par-

liament versammle, und die Gebrechen der Regierung verbessere.

Eben hatten sich die Verschwornen über diese Punkte vereiniget, als unvermuthet der Staatssekretär Herbert in das Zimmer des Grafen trat, und ihn vor den Staatsrath foderte. Der große Zulauf von Vornehmen und Niedern zu ihm hatte Verdacht erregt, und geheime Nachrichten von seinem Anschlage hatten denselben verstärkt. Diese unerwartete Vorladung erschütterte plötzlich seine ganze Standhaftigkeit, und setzte ihn in die größte Verlegenheit. Nicht ohne Grund befürchtete er, sein ganzer Plan sei entdeckt, und bestürzt und zaghaft wankte er hin und her, und wußte nicht, was er thun sollte; sollte er zurücktreten, und auf sein Vorhaben Verzicht thun? Aber die Sache war bereits angefangen, und der Zurücktritt konnte

ihn nicht von der Strafe retten; oder sollte er in der Ausführung seines Entwurfes muthig fortfahren? Aber noch war nicht alles hinlänglich bereitet, es es fehlte noch an Waffen und andern Kriegsbedürfnissen. Endlich beschloß er doch, das Aeußerste zu wagen, und lieber im Verfolge seines Planes umzukommen, als sich einer schimpflichen Bestrafung preis zu geben.

Ehe er losbrach, versammelte er noch einmal seine Getreuen, gab ihnen noch weitere Anweisungen zur Ausführung des Planes, und ermahnte sie, standhaft zu bleiben. Hier auf drang er, da zum zweitenmale einige Abgeordnete der Königin in sein Haus kamen, und in ihrem Namen um die Ursache seiner sonderbaren Zurüstungen fragten, in Gesellschaft von ungefähr 200 Mann mit den Degen in der Hand heraus, durch die Straßen von

London. Er hoffte, eine allgemeine Empörung in der Stadt zu erregen. Allein auf öfters wiederholten Aufruf schlug sich wider Vermuthen niemand zu ihm. Auf dem Wege hatten sich zwar Lord Cromwell und der Graf von Bedford mit ihm vereiniget. Da aber diese Unterstützung viel zu schwach war, ihm die Oberhand über die weit größere Zahl der königlich Gesinnten zu verschaffen, beschloß er, nach seinem Pallast zurückzukehren, und sich dort, als gleichsam in einer Festung, mit aller Anstrengung seiner Kräfte gegen seine Feinde zu vertheidigen. Nicht ohne die äußerste Schwierigkeit gelangte er dahin; denn die Königlichen hatten die Straßen versperret, und stark mit Truppen besetzet. Der Graf sah sich genöthiget, nach dem Wasser zu gehen, um zu Schiff auf einer andern Seite in seinen Pallast zu kommen. Hier

wehrte er sich nun gegen seine weit zahlreichern Feinde mit einer Wuth, welche gemeiniglich nur das Merkmal der höchsten Verzweiflung ist. Nach einem langen, und äußerst hartnäckigen Kampfe war er gezwungen, sich seiner Gegenparthei auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

Der Graf von Essex ward sogleich nebst seinem vornehmsten Gefährten, den Grafen von Southampton nach dem Pallaste des Erzbischofes von Canterbury, und hierauf in den Tower gebracht. Man säumte nicht lange mit ihrem Verhör. Da sich beinahe gar nichts fand, was ihr Betragen entschuldigen konnte, so wurden sie zum Tode verurtheilet. Dieses Urtheil wurde auch in kurzer Zeit darauf an ihnen, und an mehrern Mitverschwornen ohne Schonung vollzogen.

Elisabeth, in deren Herzen die Liebe zu ihm nie erloschen war, hatte mit der äußersten Betrübniß sein Todesurtheil unterzeichnet. Schon vor mehrern Jahren hatte sie ihn einen Ring gegeben, und ihn versichert, dieser würde ihn, wenn er ihr denselben in irgend einer dringenden Noth zuschicken würde, vor jedem Ungemach schützen. Wirklich gab der Graf, als er sich gänzlich verloren sah, diesen Ring vor seinem Tode der Gräfin von Nottingham, und bat sie, selbigen der Königin zu überbringen. Aber ihr Gemahl, sein bitterer Feind, hinderte sie, ihm diesen letzten Dienst zu erweisen. Als die Gräfin auf dem Sterbebette der Königin dieses entdeckte, gerieth dieselbe in die äußerste Bestürzung. Gott vergebe Ihnen dieses, rief sie, ich niemals! Seit seinem Tode erblickte man an

ihr nicht mehr ein einziges Merkmal einer frohen Empfindung. Düster und schwermüthig schlich sie herum, und härmte sich ab, bis sie endlich am 24sten März 1603, halb vom Kummer verzehrt, im fünf und vierzigsten Jahre ihrer Regierung diese Welt verließ.

Der Krieg in Irland ward unter dem Nachfolger des Grafen von Essex, Mountjoy, mit besserm Glücke geführt. Im Jahr 1601. hatten die Spanier eine Landung in Irland vorgenommen, und einige tausend Mann ans Land gesetzt. Sie waren aber in kurzer Zeit gänzlich geschlagen worden. Im Jahre 1603. kamen die Irländer so sehr ins Gedränge, daß sich selbst der Graf von Tyrone gezwungen sah, sich zu ergeben. Dieser für die Engelländer glückliche Vorfall machte dem ganzen irländischen Krieg ein Ende.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Allgemeine Geschichte der berühmtesten Königreiche und Freistaaten in und ausserhalb Europa

Bd.: 1,2

Leipzig 1797

H.un. 216 m-1,2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10137322-0
VD18 80021379